

1936

< Die Frau nach deutschem Artgesetz >

land zu sein: Die russische Frau von heute ist auf allen Gebieten des menschlichen Lebens selbständig tätig, es herrscht völlige Rechtsgleichheit, die Arbeit der Frau wird ebenso entlohnt wie die des Mannes. Und doch spürt man in Rußland die Hand der Frau nicht, denn sie hat sich auf Gedeih und Verderb dem Intellekt und dem Materialismus verschrieben. Sie kennt keine religiöse Bindungen, sie sucht nicht nach übersinnlichen und hinter den Dingen stehenden Beziehungen, die Liebe läßt sie ruhig zur Sinnlichkeit entarten und auf ihr Frauentum, das allerdings in den letzten Jahrhunderten mit Füßen getreten wurde, auf das „pfeift“ sie.

Etwas wesentlich anderes als die Verwirklichung der russischen Zustände will die deutsche Frau, nämlich die volle Entfaltung ihrer fraulichen Art innerhalb ihres Volkes und zum Wohle ihres Volkes. Sie kann aber ihre körperlichen, seelischen und geistigen Anlagen bloß dann entfalten und für die Gemeinschaft wirksam machen, wenn ihr völlige Rechtsgleichheit, und dies auf allen Gebieten, zuerkannt wird. Die deutsche Frau sträubt sich dagegen, bestimmte Gebiete zugewiesen zu bekommen, deren Grenzen sie nicht überschreiten darf; ist doch die Welt der Frau hineingestellt und hineinverflochten in die des Mannes, steht sie doch unter dem gleichen Artgesetz, nur mit weiblicher Prägung und will sie doch bloß jedem Lebensgebiete zum Wohle ihres Volkes auch ihren Stempel ausdrücken.

Nachwort

Wenn ich den Ausführungen von Annemarie Schnell einige Worte anfüge, so freue ich mich zunächst, daß sie von der Meinung abrückt, die Frauen verbinde über alle Völker eine Wesensgleichheit, die sie in Gegensatz zu den Männern stellt. Frau Schnell unterstreicht die Auseinanderbezogenheit von Mann und Frau innerhalb des eigenen Volkes, seiner Aufgaben und Art. Ich stimme auch dem zu, daß die Frau die Lebens-, Schaffens- und Kampfgenossin des Mannes sein soll bei voller Entfaltung ihrer fraulichen Veranlagung. Daß aber die Entfaltung der fraulichen Veranlagung eine Leistungsgleichheit auf allen Gebieten miteinschließt, bestreite ich, denn mit der Wahrung des fraulichen Wesens scheint mir eine naturhaft gegebene Begrenzung des Arbeitsgebietes verbunden zu sein.

Entschwedung Eintrag
Politik

aus einem Aufsatz von Annemarie Schnell
in Hef. 7/1936
S. 16
184-185
die Frau
das deutsche
Artgesetz

! - 2 -

Rechte der Frau noch Raum bleibt (Kinder- und Familienlosigkeit als Sonderfälle beiseite gelassen, dessen Regelung höchst schwierig ist), wird die Zukunft erweisen. Doch muß ich im Gegensatz zu Frau Schnell von diesen

Gemeinschaftsstandpunkt her nicht grundsätzlich, wohl aber dort, wo die soziale Not das Arbeitsrecht beeinflusst, dem Grundsatz zustimmen, der den familienerhaltenden oder familienfähigen Mann der ledigen und nicht kindererhaltenden Frau gegenüber bevorzugt.

Kap 5/1936, Seite 185-187

Heinrich Billig

Gewiß weist die Frau, die, wie ein Witzbold einmal erklärte, genau so viele männliche wie weibliche Vorfahren hat, also sowohl männliche als weibliche Anlagen haben muß, die Begründung wirklich nur als Witz genommen! - auf allen Gebieten Leistungen auf, aber darauf kommt es nicht an, wie es überhaupt in dieser Frage nicht auf Leistungen ankommt, sondern auf das Gültige. Muttertum und Liebe sind für die überwiegende Mehrheit der Frauen die einzigen, wirklich befriedigenden, notwendigen und gottgewollten Gebiete. Muttertum muß dabei sehr einfach aufgefaßt werden, nicht irgendwie "weit und tief", nur als das eigene, das ~~unmittelbare~~ unmittelbare Muttertum. Alles andere ist zweitrangig und, wenn auch noch so ehrlich und voll erfüllt, Ersatz. Die wahre weibliche Leistung und Heldenschaft kann wie jede große Bewährung nur dort erfolgen, wo das unmittelbare Notvolle des Lebens den ganzen Menschen fordert, wo nur Einer da ist, der sich ganz bewähren kann und muß. Und für die Frau ist es das eigene Kind, daß sie derart fordert, niemand sonst.

Erkennt man dies, so erscheint der Ruf nach den gleichen äußerlichen Rechten nebensächlich. Ja, man ist versucht zu fragen: wer stößt ihn aus? Doch nur eine kleine Zahl von Frauen, die nicht behaupten können, daß ihr Ruf von den anderen mütterlich vollauf beschäftigten Frauen auch nur beachtet wird. Wohl aber kann man feststellen, daß die weniger laute Einwirkung von Millionen Frauen auf Mann und Kind, in welchen Rechtslagen immer, von jeher eine Kraftquelle dabot, ohne die keine Kultur und kein geschichtliches Ereignis hätte entstehen können.

Aus den äußeren und sozialen Ordnungen des heutigen Lebens ergibt sich natürlich ein bestimmtes Frauenrecht. Es berührt den ewigen gesunden Lebenszusammenklang beider Geschlechter nicht, denn der ist rechtlich ebensowenig faßbar wie das Geheimnis der Mutterschaft. Die Entwicklung des Frauenrechts aber wird davon abhängig sein, daß wir - was mir als sicher erscheint - die Urgegebenheiten deutlicher sehen als noch vor kurzem. Damit wird nicht der Einzelmensch, nicht Frau noch Mann, sondern die Familie zum Rechtsträger aufrücken, eine Entwicklung die heute erst geahnt werden kann. Inwieweit dabei für die politischen

„Die Frau nach deutschem Artgesetz.“ Frau Annemarie Schnell gibt im letzten Heft einem meiner Nachsätze zu ihrem im Mai veröffentlichten Aufsatz eine Deutung, die ich nicht anerkennen kann. Ich schrieb dort: „Mutterschaft und Liebe sind für die überwiegende Mehrheit der Frauen die einzigen, wirklich befriedigenden, notwendigen und gottgewollten Gebiete. Mutterschaft muß dabei sehr einfach aufgefaßt werden, nicht irgendwie ‚weit und tief‘, nur als das eigene, das unmittelbare Mutterschaft. Alles andere ist zweitrangig und, wenn auch noch so ehrlich und voll erfüllt, Ersatz. Die wahre weibliche Leistung und Heldenschaft kann wie jede große Bewährung nur dort erfolgen, wo das unmittelbar Notvolle des Lebens den ganzen Menschen fordert, wo nur Einer da ist, der sich ganz bewähren kann und muß. Und für die Frau ist es das eigene Kind, das sie derart fordert, niemand sonst.“

Natürlich halte ich diese Worte voll aufrecht. Frau Schnell meint einen Widerspruch zwischen ihnen und jenem Satz feststellen zu können, worin ich schrieb: die Entwicklung des Frauenrechtes werde davon abhängig sein, daß wir die Urgegebenheiten deutlicher sehen als noch vor kurzem. Frau Schnell fragt, wie könnte ich Günstiges über die Frau aussagen wollen, wenn ich doch selbst erkläre, daß wir die Urgegebenheiten bisher nicht beachtet hätten. Nun — dieser Widerspruch ist keiner! Die Urgegebenheiten habe ich nicht unbeachtet gelassen, sondern jene wenigen Frauen, die, unbewußt bestimmt von zeitvergänglichen sozialen Verhältnissen, alles taten, um das heutige Frauenrecht zu schaffen, das als der Weisheit letzter Schluß die schematische Ausdehnung der männlichen „Rechte“ auf die Frau enthält. Diese Rechtsgleichheit ist vergänglich und hätte, wenn wirklich ein nennenswerter Teil der Frauen darauf Gewicht legte, den Lebenszusammenhang der Geschlechter ernstlich gestört; doch dies geschah im allgemeinen nicht, weil die meisten Frauen tatsächlich nur jenen Urgegebenheiten nachleben, die ich in meinem oben mitgeteilten Zitat umrissen habe.

Frau Schnell meint allerdings, ich urteilte von der Lage des gehobenen Mittelstandes aus, wo sich „die reiche Begabung der Frau außer im

Muttertum und in der Liebe, in schöngeistigen Bestrebungen, bei Sport und Geselligkeit erschöpft", und beachtete die übrigen Frauen nicht, die „ebenfalls durch Gottes Willen" ihre Pflicht auf dem Acker, in der Fabrik und hinter dem Pudel tun, „und durch diese Pflichterfüllung ihre volle Befriedigung finden". Diesen Frauen zu sagen, sie sollten nur dem Muttertum und der Liebe leben, wäre entweder eine Verhöhnung oder eine Utopie.

Frau Schnell setzt mit dieser Ansicht Muttertum und Liebe gleich irgend-einem Beruf, den Zustand erfüllter Weiblichkeit gleich einer bezahlten Arbeit, die tiefe Schicksalsaufgabe des Weibes gleich einer befriedigenden „Pflichterfüllung". Sie sieht den Rangunterschied nicht zwischen dem an keine Stunde gebundenen Dienst der Mutter am wachsenden Leben, an der Seele von Menschen, am Heiligen des Daseins, an dem Teil der ihr anvertrauten Ewigkeit, und einer in Geld und Stunden meßbaren Tätigkeit.

Ich habe nie gesagt, daß Frauen nur lieben und — dies grob heruflisch aufgefaßt — nur Kinder pflegen sollen. Wohl aber sagte ich, daß Liebe und Muttertum für die Frau die einzigen gottgewollten Gebiete seien, vor denen alles andere zweitrangig ist, denn die wahre Bewahrung des Weibes liege dort, wo es allein angefordert ist und sich allein ganz erfüllen kann. Und das ist nun einmal für die Mehrheit das eigene Kind, der eigene Mann und das Gebiet, das um beide aufgebaut ist. Dieses Gebiet ist sehr mannigfaltig und weit, voll Arbeit und Mühe. Sein unvergleichlicher Wert liegt darin, daß es in tiefstem, durchgelebtem Zusammenhang bleibt mit dem Muttertum der Frau und ihrem weiblichen Schicksal. So bleibt die Bäuerin z. B. innerhalb dieser Sphäre, wenn sie den Hof mitbestellt, oder die Handwerkersfrau, die für das Arbeitsgesinde sorgt und in der Werkstatt mithilft. Die Beispiele lassen sich vermehren. Doch die Fabrikarbeiterin verrichtet fern von Mann und Kind eine gleichgültige Lohnarbeit, deren Wert nicht davon abhängt, daß ihr Herz dabei mitschlägt. Die Lohnarbeit ist nur durch Geld mit ihrer Familie verbunden. Und darum wird es keine reife Fabrikarbeiterin geben, die an der Maschine eine echte Befriedigung findet, mag sie sich auch über die wöchentliche Lohnhöhe freuen. Und keine wird sich sträuben, ihren Arbeitsplatz, der von ihr die Vernachlässigung ihrer mütterlichen Aufgaben geradezu erzwingt, gegen eine volle weibliche Lebensmöglichkeit einzutauschen.

Nichts als Not treibt sie zu ihrem Beruf. Mag sein, daß sie in der Arbeit eine Pflichterfüllung sieht, aber solche Pflicht ist nicht zu vergleichen mit der mütterlichen, auf die das Wort Pflicht anzuwenden beinahe eine Herabsetzung wäre. Es gibt Mädchen, die durch die billige Pflichterfüllung, die nach Amtsstunden bemessen wird, zu einem merkwürdigen Stolz kommen, der sie an der Ehe vorbei in ein leeres Leben führen kann. Sie verlieren damit die Möglichkeit wahrer weiblicher Vollendung, des Anschlusses an das Göttliche, an das Leben. Aber es sind nur wenige, die

sich damit bescheiden. Wäre dem nicht so, so müßten viel mehr Frauen, von denen ja heute zahllose dazu vorgebildet sind, die außerhäuslichen Berufe der Ehe vorziehen, und alle ihnen offen stehenden Gebiete Leistungshaft erobern, anstatt, wie es wirklich ist, von ihrer Natur getrieben vorwiegend jene Berufe zu suchen, die weiblichem Wesen möglichst entsprechen. Hier gehört auch die Tatsache, daß weibliche Politikerinnen, obgleich ihnen das ganze öffentliche Leben offen steht, fast ausnahmslos das Gebiet suchen, das der Mutterschaft am nächsten liegt, die Fürsorgearbeit. Also selbst bei diesen Frauen ist die Natur stärker.

Mutterschaft ist eben kein Beruf. Sie ist keine Arbeit, sie bringt nur Arbeit ohne Grenzen und ohne Lohn mit sich. Sie ist ein stiller opfervoller Gottesdienst an dem Wunder des Menschen. Darin, daß auch Frauen, die notgezwungen in gleichgültigen Berufen stehen, alles daran setzen, eine Familie und Kinder zu haben, äußert sich die unbezähmbare Sehnsucht der Frau zu diesem wahren — nicht Beruf, nein: Leben. Frauenrechtsfragen entstanden nur, weil diese Sehnsucht in der Neuzeit so oft unerfüllt blieb, und doch ist die Erörterung der Rechtsfragen im wesentlichen ein Selbstgesprächsstoff einer geringen Zahl von Frauen, weil die anderen vollauf damit beschäftigt sind, eine befriedigende Lösung für sich persönlich zu suchen. Grundsätzlichen und allgemeinen Lösungen nachzugehen, sind ja die meisten verhindert, weil sie ihr eigenes weibliches Leben finden wollen. Und haben sie überdies noch Brotsorgen, so sind sie mehr als beschäftigt, Geld zu beschaffen und trotzdem Kraft genug aufzubringen, Mutter zu sein.

Nein, wir wollen aus der Not unserer sozialen Verhältnisse keine Tugend machen! Wie für den Mann das größte Erlebnis der Männlichkeit sein leiblicher Einsatz für eine Sache ist, wo es nicht von ihm abhängt, ob er das Leben verliert oder nicht, beginnt für die meisten Frauen die Lebenserfüllung mit dem gleichen Einsatz und bleibt verknüpft mit der eigenen leiblichen Mutterschaft. Hier sind große, geheime und ehrfurchtgebietende Mächte an ihrem ewigen Werk. Die unendliche Sehnsucht der Frau schwingt mit ihnen mit. Es gibt wenige, die ohne leibliche Mutterschaft die ganze weibliche Lebensfülle und Lebensnot erringen können. Ein Beruf wird sie ihnen niemals ersetzen. Nur eines — und auch dies bloß bis zu einem gewissen Grade: die gleiche Mütterlichkeit, die ihnen an einem eigenen Kinde zu bewähren versagt ist, an anderen Menschen zu bewähren, wieder also in der Liebe. Aber das ist ja auch kein Beruf, sondern ein Zustand des Herzens und ein Gehorsamsein vor dem weiblichen Schicksal.

Ms 7/1936, Seite 270-272 Heinrich-Böll

Siebenbürgische Landschaft

~~Von Heinrich Büttich~~

Zwei langgebogene Gebirgsarme strecken sich aus dem europäischen Binnenland vor, schließen sich um die ungarische Tiefe und falten ihre Hände zu einer steil vor die Donaubene gestellten Bergfaust. Wirklich wie bei einer Doppelfaust öffnen sich die Mulden nur nach hinten dem Brustraum Europas zu, während der harte Abfall der Felsensfinger in den Osten vorküßt. Nach Westen fließen die Bäche und Flüsse Siebenbürgens, öffnen sich die Täler, nach Osten steht das Land verschlossen, eine mit langen Gebirgssellen an das mittlere Europa gefesselte Burg, einem Bug gleich, einem Pflug, der in den Osten hineinbricht und ihn aufschaufelt. Dieses Berglands Oberfläche zeigt zwei versteinte Bewegungen, die eine weit in den Osten einadernde, die mütterlich aufgebreitete dem Westen zu, dem es sein Wasser schenkt, von dem es geistiges Gut, Ordnung und Regel, Menschen und Aufgabe so oft bezog. Ein Bergland wie viele mit Tälern und Halben, Weingärten und Erzgruben, Flüssen und Sprudeln, Wäldern, die fast seine Hälfte bedecken, mit Dörfern und Herden, Bären und Wölfen — aber diese Lebensfülle sagt nichts darüber aus, was dem Lande das Eigengesicht gibt, wenn man nicht weiß, welche Rolle es spielte in der Geschichte, welche Menschen es durchseelen und welches Blut es düngte.

Es ist hier ja nicht wie in anderen Gegenden, wo man die Tannen rauschen hört und nichts weiter, oder den Weizenschnitt sieht und nichts weiter. In jedem Rauschen und Rascheln klingt hier immer das Schicksal mit. Wir fragen hier, wer fällt die Tanne, wer schneidet das Korn, wer frachtet die Garbe, wer drischt sie, wer mahlt, wer bäckt, wer ißt? Denn wir sind hierzulande dreierlei Volk und wissen es wohl, leben und werken miteinander, aber haben das Gesetz der Eigenart bis in den letzten Blutstropfen aufgenommen. Wenn die Tannen rauschen und die Halme rascheln, wissen wir, daß siebenbürgischer Boden sich regt, von dreifachem Menschentum geprägt. Und darum ist unsere Landschaft nichts ohne den Menschen.

Nur oben, wo sich die Südlarpathen in der Odnis verbranden, wo ihr Wald wild und nie gefällt dem Atem der Jahrtausende willig steht, brechend stöhnt und die Urschauer der Einsamkeit steigen läßt wie Nebel, die an den Zinnen schweben, ist der Mensch Gast und das

Land sein Herr. Hier mag er wandern tagelang und niemand finden als die geheimen Laute der Ewigkeit und ihren Donner. Zwar lecken die Wellen des Städtervolks jährlich immer höher in die Berge hinauf. Die Felsen, die nur das Echo der Hirtenrufe von sich warfen seit jener Zeit, wo die Goten ihr Vieh auf die Almen trieben, und an die manchmal nach Jahrzehnten Kriegslärm tobte, dann wieder nichts als Schweigen und Urlaut, heute werden sie erklimmen, ihre Rinnen sind benannt, ihr Moos trägt den Abdruck vieler Schritte. Doch immer senkt sich die Einsamkeit wieder auf ihre weit in den Osten und Westen leuchtende Helle. Ihre waldigen Tagen, die das Land umkrallen, schließen sich zu mit Laub und Geraune, wenn Menschengetöse hindurch jagt. Wenig Ellen hinter dem letzten Fuß, der sie durchschreitet, steht das dunkelgrüne Stillsein auf, dessen Reich selbst der Schlag der Äste nur stellenweise niederbricht. Aus den ungeheuren Beständen wächst die Narbe unvermerkt zu, selten pflegt sie ein Förster mit Sehlungen — es wächst über sie weg, über die Strünke und Wurzeln, verschlingt sich mit ihnen und ist wieder Urwald, Wald der Auslese und des Kampfes, wo neben dem Strauch, der hellgrün über dem Boden flammt, der graubezopfte Stamm liegt, der in Fäulnis und Moder zergeht, mit seiner Rinde braunpulbrig umschließend, was nur noch Nahrung der Käfer ist. Hier geht auch der Bär durch den Busch, brummt in den Himbeerstauben, haust gleich dem Wolf kaum gestört. Gemse, Reh, Hirsch, Wildschwein, Luchs und Wildkatze und der großen Vögel herrlichste Könige, die Steinadler und in eilichen Gegenden die Geier, haben hier Heimstatt vor dem Menschen. Selbst der Hirte lebt nur im Sommer in den Höhen und sein Laut ist wie das Blöken der Schafe ein Ton der Natur, den der Wald entsenden könnte oder die Steine.

Unbeweglich gestützt auf die schulterhohen Stäbe blicken die Hirten in das Ungewisse hinein, das sie nicht benennen, weil sie es so oft erschauen. Ihre Arme verschränken sich auf dem Stab, ihr Kinn ruht auf den Händen, der kleine runde, spitzzulaufende Hut, einst schwarz, hat die Farbe der Erde, und das Hemd, das von einem breiten Leder gurt an die Hüfte geschnürt über die Hose fällt, ist braun wie die Erde. Die Bunschuhe schnäbeln sich vor den Zehen etwas auf, winzige Schiffe, die lautlos über die breiten Bogen der Berge fahren. Einfach wie die Tracht, die schon zur Völkerverwanderung die Männer schützte, ist auch der Schafpelz mit den rauhen nach außen gewendeten

Haarfloden, der auf den Schultern liegt. Schließt ein Hirt die Hände um den Mund zum Ruf übers Thal, so beginnt er immer mit einem schwebenden, unendlich weit hallenden „Hä!“ Am Abend in der Hürde, wenn sich die gemolkenen Schafe träge von der Flut der Herbe wegschieben lassen in das schützende Geflecht des Zaunes hinein und die Wolke riecht und der Reifigbrand aufwolkt, den die Hirten aus dem Feuerstein schlugen, wenn die Kühle der Tannen sinkt und die Wärme der Buchen aus dem Tale heraufsteigt, streichen am Rande des Waldes lauend die Wölfe. In der Nacht, ist die Hürde nicht gut bewacht von den schwerzottigen Hunden, brechen sie ein und rauben ein Tier. Der Hirt erwacht und springt aus der Erdhütte oder dem Bohlenbau der „Stine“ mit dem langen Stab brüllend ins Freie; steht und steht ins Dunkel, kehrt zurück und lerbt den Stab; lerbt ihn auch manchmal, wenn er ein Schaf verlor oder es selbst verzehrte. Hier wird dem Wolf mehr Schuld angelastet als er auf sich lädt. Mitunter kommt auch der gute Räuber, der am nahen Ballan überall durch Träume und Wälder geht, Bojaren um ihr Zubiel erleichtert und Bauern liebt, kommt, nimmt sich ein Schaf und wärmt sich am Feuer und lerbt vielleicht selbst den Hirtenstab zum Zeichen des Verlustes, denn er ist dem Hirtenbesein freund und selbst ein Hirte, der dem gerechten Gotte noch nicht aus den Händen entschlüpfte, die sich voll blauer Nacht über das Gebirge wölben.

Aus tausend Rinnsalen fließen die Wasser der Höhen zu Bächen zusammen, in die Täler hinab, tragen einen Teil des Berges zur Tiefe, Kiesel und Lehm und die winzigen Kutter der Blätter, breiten sich zwischen Feldern und Dörfern dahin und werden dem Menschen untertan. Einer Bergsaust, die in die Ebene hineingelegt ist, gleicht Stebenbürgen, aber die Faust ist runzlig über dem harten Bau ihrer Masse. Unzählige Täler winkeln sie und jedes ist einem der drei Völker, die hier hausen, näher verwandt als den anderen. Vielsach hat die Flur drei Namen, haben die Bäche drei und die Solme, selbst die Dörfer und Städte; zuweilen aber hat ein Volk die Landschaft so restlos in Besitz genommen, daß sich nur in seiner Sprache auch die letzte Rachel benennen läßt; und oft sind die Namen abgerundet wie Steine, die der Bach abwusch und in seiner Mühle zur Kugel schliff, dann stammen sie von fernen Landeshabern, die wir nur wie Gestalten einer Ballade kennen. Hier saßen die Römer, die Slawen, die Germanen. Selten gibt die Erde eine Spur von ihnen frei, doch

ihre Namen übertrug Geschlecht an Geschlecht: niemand empfindet sie als fremd.

Indessen — das Land ist den Heutigen hörig. Sie klopfen sich an die Brust und beweisen ihr Recht darin, die Ungarn damit, daß vor tausend Jahren ihre Herzöge es eroberten, die Deutschen, daß sie hergerufen wurden zur Stauferzeit, die Grenze zu schützen, Burgen zu bauen und den Pflug mit Segen zu führen, damit Europas Geist die Flur belebte. Die Deutschen kamen vom Rhein heran, Diener der Sendung und Herren des Aders. In einer ihrer alten Kirchen hängt ein Schwert zum Zeichen dessen, daß hier ihre Grenzmark gegen die anderen Völker endete, Sinnbild ihres Geschicks: Kirche und Schwert. Sie brachten das fränkische Haus und seinen Inhalt, die Rebe, das Saatkorn, die Waffenschmiederei, vor allem die Maurerkelle, das Stadtrecht, und ließen für ewig die Hörigkeit fahren. Lange, sehr lange, ehe im Reich Volkstum und Recht zur alle umschließenden Einheit wurden, war hier jeder Deutsche frei und in Freiheit verpflichtet. Das erste allgemeine Volksschulwesen auf unserem Erbteil haben sich diese Deutschen geschaffen, die an den uralten Straßen zwischen Orient und Europa saßen, ihre Städte an den Pässeingängen zum Osten bauten, woher es immer wieder auf sie niederquoll, Mongolen und Türken. Die „Vollwerke der Christenheit“, die sie errichteten, schwächten den Ansturm an den Pässen und an jeder Weglehre, wo sich eine Dorfbevölkerung in der Kirche verschanzte und diese zur Burg ausbaute. Der Weg war abgeriegelt von Meile zu Meile — erst wenn ein Heer an hundert Speeren entlang schlich, konnte es ausschwingen in die endlose ungarische Ebene gegen das Herzland des Erbteils. Die Burgen wuchsen immer mächtiger, trockten sogar in den anderthalb Jahrhunderten, wo die Türken im Rücken Stebenbürgens in Ofen saßen. Die deutschen Städte fielen nicht.

Dies alles und noch viel mehr an Schickung und Leistung schwebt in der Landschaft nach und fügt ihre Sprache. Am breitesten steigt aus den Tälern der Laut der Rumänen. Ihre Herdfeuer rauchen hier wie auch jenseits der Pässe. Sie sind das einzige Volk, das sie wirklich überwinden konnte, sich an beiden Seiten des Bergwalls Helmsattel schuf und durch weglose Zeiten in einem Volksleib östlichen und westlichen Geist vereinte, überall dem Boden urverbunden wie der Wald. Ein rumänischer Dichter erzählte: Bei uns daheim sind die Tannen so hoch, daß dir die Fellmütze vom Hinterkopf fällt, wenn du zum

Wipfel hinauffiehet. Ja, so steigt der Blick zur Höhe in hundert siebenbürgischen Tälern, wo die rumänischen Dörfer unter dem Schatten der Wipfel liegen, hineingewurzelt in den Boden, daß man meinen könnte, die Erde habe sich dort in Dächern und Zäunen selbst in eine menschliche Form gegeben — so unmerklich ist die Naht, die Häuser und Garten mit der Erde verbindet. Überall sind sie da, die Rumänen, in den deutschen Dörfern, in den Städten, die Deutsche einst bauten, in zahllosen eigenen Siedlungen — eine stetig gewaltlos steigende Flut. Wenn in ihren Dörfern der schnelle Glockenschlag zur Kirche ruft, nachher der Rükter das Brett schlägt, daß ein Hämmern über die Felder rinnt, schwebt durch die Sprache des Landes die östliche Weite. Die byzantinischen Doppelkreuze am Dachauf der Bauernhäuser blitzen gleich den russischen und sind doch eine Frucht des heimischen Bodens.

Noch eines mußt du wissen und sehen, ehe du den Wesensschleier der Landschaft heben kannst, mußt wissen, daß hinter der nächsten Talshulter vielleicht ein Städtchen hervortritt, das eine Riesenhand aus Franken herverseht hat, unverfälscht, mit Ragenköpfen zwischen den Winkelgassen, auf die träumenden Augen die Ladenschwengel in den Geschäftstüren blicken, wo die Laubenbogen schatten, die „Spione“ an den Fenstern blitzen. Mit dem silbernen Glockenspiel singt der gotische grünbeziegelte Festungsturm über Dächer und Zeit. So bist du auf einmal im westlichen Abendland; doch hinter dem Flußlauf im siebenbürgischen Osten; jetzt in der weiten staubigen ungarischen Dorfstraße mit grauen geschnitzten Hünentoren. Nur das Dorfhaus ist meist, wohl auch vereinfacht und abgewandelt, dem deutschen ähnlich, und daran erkennst du, was dir ein Tag des Aufenthalts im Gebaren der Menschen schon verrät, daß durch die westlichfreien Täler abendländischer Geist in Kraft und Klarheit einbrang, doch sich milde vermählte mit östlicher Weite und lodender Versonnenheit. Mischung und Sonderung zugleich! Keine Trennung der Völker und Begreifen für einander, Geschenk des einen an das andere, so wie zum Beispiel die Deutschen die ersten rumänischen Bücher schrieben und druckten; harter Kampf auch untereinander um Boden und Sprachrecht, Flußlauf und Blehtrist. Alle Mischung und Sonderung bildet eine überwältigende Ordnung aus; sie zeigt sich im Lande, wo jedes Tal andere Sitte verrät und doch einem Volke nahe bleibt und keinem feind ist. Es ist das merkwürdige, nur spürbare Siebenbü-

gleiche der Heimat und in der Haltung der Menschen, das wir nicht nur auf die gemeinsame Geschichte zurückführen können, sondern auch auf die unmittelbar formenden Kräfte der Landschaft.

Dann das Bergland, das jeder betreten muß, der vom Orient nach dem Westen will, strahlt in der südlichen Breitenzone von Mailand unter einem blauen tiefen Himmel, der zur Herbstzeit die Reben heißer brennt als in ihrer rheinischen Heimat. Und es liegt zugleich so hoch, daß auch nördliche Kälte das Winterlager beziehen kann. Die russischen Winde, die der Karpathenwall aufdämmt, bringen gewaltsam durch die Wälder, überspülen die Täler. Sie fegen daher wie durch einen Gewehrlauf gepreßt, eisige Luftströme, die bei uns im Kronstädter Gebiet „Nem erre!“ heißen, zu deutsch: „Nicht her! Kommt nicht her!“

Sie kommen doch über das tälergefurchte zum Himmel erhobene greise Antlitz des schneereichen Landes, dessen Rund immer ein Wald blau zeichnet oder ein zackiger Grat. Sie kommen, die fremdesten Winde, wie die Büffel aus unbekannten Fernen in dies Land kamen und sich nun auf jeder Weide mit schuhleberschwarzen abgewetzten Leibern in den Tümpeln suhlen. Und wir melken die Büffel. Ihre schneeige Milch schmeckt besser als die gelbe der Kühe.

Wie soll ich das Geheimnis dieser Landschaft auf einen Renner bringen? Ich taste und zwingen es nicht. Wo Osten und Westen unter nordlichem Eis und südlicher Sonne hundert Täler besetzt halten, bei dreierlei Volk, und das vierte — das noch zu nennen ist — die langhaarigen Wanderzigeuner von Ort zu Ort jagen da ist die Vielfalt so bunt, daß Schwermut und Frohsinn, Reichtum und Mangel nur durch die Gabelung eines Weges getrennt werden. Schwermut der lehmigen Täler, durch das die Büffelherden ziehen und manchmal die weiße Wolke der Schafe, Hundelaut manchmal und vielleicht der dünne einfältige Ton der Hirtenflöte! Aber unvergleichlich die strophende Weinlandfülle in jenem Tale der Völkerwanderung, wo die deutschen Kleinstädte Schäßburg und Mediaş liegen. Sie trinken die perlende Rebenflut in sich hinein, die Bottiche schwappen über, die Winzer stehen auf den Wingeristufen und blicken hinunter schweißüberströmt in die Welt, die nur aus Sonne, Grün und einem dunklen Waldschatten zu bestehen scheint in alle leuchtende Ewigkeit hinein und dort in der Erde einen Förderturm ausströmenden Erdgases duldet. Zwei Stunden Weges weiter gegen Kronstadt rauscht der Geisterwald, trommeln die Spechte, rastet die Stille, leicht bewegt vom Vogelsang,

die fürchterliche Stille, in der hier die Räuber seit ebenso langen Ewigkeiten saßen wie drüben der Frohsinn lachte; sie lauerten auf die Reisenden und sind noch heute nicht ganz ausgestorben. Immer nach etlichen Jahren steht einer auf, der lange schlief, hält die Wagen an, die jetzt oft Autos sind, und raubt sie aus. Angstvolle Stille, das Murmeln einer eisigen Quelle, fernher der Schlag der Holzknechte oder das harte Rattern kleiner siebenbürgischer Gebirgswägen, jener Leiterwägelchen, die in allen Teilen beweglich über jede Unebenheit wegzagen. Ist die Steigung zu schwer, hilft der Fluch und die Pferde fliegen wie Vögel.

Und dann du, göttlichste Hochfläche, die ich je sah, meine innigste Heimat, Burzenland, um die Krone der Städte gelagert, um Kronstadt; Talmulde, wo einst ein Meer wogte, das dich zur Ebene spülte — als Kinder bargen wir Muscheln aus den Bächen und meinten, sie stammten aus der See — Talsfläche die nur von Rittern zum erstenmal unter den Pflug gedrückt werden konnte, so adlig frei streckt sie sich bis an die Steinbrust der Karpathenmauer, die herüber wuchtet in schwebendem Blau und Weiß. Die Ritter des Deutschen Ordens rodeten die Wildnis und setzten ihre Bauern an, über deren ersten Saatgang die Marienburg schützend aufstieg, die heute zerbröckelt. Die Ritter wurden vertrieben, bauten ihre zweite Marienburg an die Rogat. Die Bauern ziehen weiter die Furchen seit siebenhundert Jahren. Und welche Bauern! Nicht die singenden, milden Winzer des Kofeltales oder die träumerisch-dichtenden des Haarbachgeländes, nein! Ordensbauern sind es, die immer die Grenze vor den Augen sahen. Sie legen das Saatgut wie an der Schnur in den fetten Boden, rechnen den Ertrag bis auf das Quäntchen genau und wissen, daß Gott den Klugen mehr hilft als den Vetern. Drum fahren sie auch nicht mit dem ratternden Gebirgswagen, wo am Leiterbaum die Lisse im Ring quietscht; sie fahren mit den doppelt so großen Wagen der Ebene, bretterumzimmert, polternd, haben starke hohe Pferde, haben Knecht und Magd, wissen, wie man Zuckerrübe vereinzelt, die Zichorie erntet, die Pfefferminze sät. Wenn ihre Glocken erklingen im dumpfen langsamen Ruf, schwillt das Geläute neben dem hastigen Bimmeln der rumänischen Kirchen hinaus, und das dünne fernerher tastende Aufen ungarischer Gemeinden hört man nur wie einen Hauch. Dunkel und ernst fällt ihre Tracht, wenig Bänder zieren die Mädchen, während gen Sonnenuntergang in den Weinstrichen Tanz und Jubel in den

Kleidung flüchtig.

~~Hier~~ *hier* fahren sie stumm auf das Feld, die roten Haare *der Bäuerin*
~~und~~ *und* die Sommersprossen der Frauen leuchten. Auch der *Unmännliche*
~~ist~~ *ist* hier ernster und zog die schwarzen Schaffstiefel an. Das *Jauch*
~~der~~ *der* Felder aber leuchtet heller als sonstwo, leuchtender blendet
des Karpathenschnee, reiner dringt das flüssige Erz der Luft aus der
Sänge ungeheurer Wälder, die auf allen Seiten in weiter Rundung
des Burgenland, dies Meer der Frucht, umlagern. Die Wälder atmen
in die Kronstadt hinein, umschlingen sie mit engen Talwänden, um-
ranken sie mit Buche und Tanne und bergen in heimlichen Tiefen
noch den kaiserlichen Baum der Edel-Eibe.

In Kronstadt betet die Natur für die Menschen, denn diese bauten
Fabriken auf und lassen Schornsteine rauchen: köpften am Galgen-
berg die Bösen, standen auf den Festungen der Stadt, den heute zer-
rieselnden und sinkenden, schlugen den Handel um bis Nürnberg und
Wien, und haben die Vergangenheit gerettet in ein brausend
stilles Heute voll Arbeit, Gewinn und Geschäft. Aber was heißt das
alles mehr als ein Kratzer am Saume der Stille, aus der plötzlich
in den Mittag der geschäftigen Stadt das Laub der Buchen schwebt:
— vergeht nicht, es ist Herbst und wir sterben zur Zeit — Vögeln
gleich schwebt es und läßt aus den Turmlöchern der Schwarzen Kirche
die Tauben aufschwirren, so dicht, daß wir nicht mehr wissen, ob
Vögel oder Laub kreisend niedersinken. Der Schnee läßt nicht mehr
lange auf sich warten. Ebene und Stadt und die großen Dörfer deckt
er zu und vernebelt die Berge, die nie vergessen kann, wer sie sah.

Täler über Täler durch ganz Siebenbürgen — manche dunkelblau
vom Tannenschatten und eng, daß uns auf den Straßen die Nadeln die
Wangen rizen. Wenig Seen in vergessenen Gründen! Hörst du es
wirklich, ist es ein Traum? — Hier müßten Wildgänse schreien, ein
Reiher niedertaumeln mit gebrochenen Schwingen — du weißt nicht,
warum. Vielleicht muß der schweigende dunkle Spiegel silbrig durch-
glutet werden, damit dich das stehende Wasser nicht verzaubert.

Ihr endlos wandernden gemächlichen Hügel, die hinaufziehen nach
Norden, immer wieder durchgattert von einem hohen Kamm, wo der
Wald rauscht und jählings zurücktritt vor der Ode trockener laupiger
Weiden, stundenlang einsam. Nur das Berggasthaus steht an der
holrigen Lehmstraße. Du schlägst an die Klinke; sie rührt sich nicht;
die Fuhrleute sind tot, die hier tranken; die Wegelagerer gehenkt, die
hier pakteten. Fahr weiter. Hinunter ins nächste Tal, wo der Abendstern

näher zu sein scheint als auf der windübersauften Wasserscheide, und ein Glockenton zur Einkehr ruft. Welches Dorf erwartet dich? Bohnen dort Ungarn oder Deutsche oder Rumänen, Evangelische, Orthodoxe, Katholiken, Unitarier, Calvinisten, Römisch-Katholische? Fahr zu, der Wind weht, es ist kalt! Was trinkt man unten, Bier oder Wein oder Schnaps und welchen? Fahr zu! Wartet geisterfahl im Mondlicht, von Jahrhunderten bemooft, eine Kirchenburg? Begrüßt dich moselfränkischer Laut oder das gereimte G der ungarischen Sprache? Schwarzen szeller Frauen im Tor und die Brüste liegen im roten Nieder wie Äpfel im Liebeskorb? Dringt der Gesang rumänischer Mädchen herüber, die beim Maisrebeln sitzen oder das Vieh tränken? Aus den Trögen heben sich die nassen Mäuler. Die Mädchen umfassen mit einem Arm den Hals der Kuh und schreiten mit ihr zusammen heim, ein jeder Schritt der nackten Füße liebkost den federnden Boden.

Sonntags öffnet das Land den Riesensächer seiner Kleiderwunder; ein jeder Schritt der nackten Füße liebkost den federnden Boden. tupf darauf, keiner gleicht dem anderen. Der gotisch-strenge Umhang der Mädchen deutscher Gemeinden und ihre bändergeschmückten hohen Haarborten, Goldgürtel über dem gefälteten Rock und barocke Mäntel der Männer, die hart zur Kirche schreiten, treten aus dem Fächer hervor, und das leuchtende Weiß rumänischer Burschen nicht minder, wenn sie Wellen von Gelächter ihren Mädchen entgegensenden, die in weißen Röcken nahen, auf denen vorn und hinten eine quergestreifte schmale durchwirkte Schürze liegt. Und drüben schaukeln die kurzen ungarischen Kittel, rot und grün, stampfen die blutroten Stiefel der Kalotaszeger Gegend, des prachtvollsten Trachtenwinkels, wohin unser Herrgott seinen heiligen Farbenpinsel einmal herunterfallen ließ.

Mit gellenden, vom Dämmerwind herangepeitschten Schreien fügen die Burschen in den Dörfern. Das Land birgt die Töne in sich, ach, so mancherlei Lieder und die wilden Kuruzengesänge, die in den Schenken bis zur Raserei noch immer gesungen werden, einst aber jählings aus verzweifelten Herzen ausbrüllten, als die ungarischen Freischärler um die Lagerfeuer frierend tanzten in den düsternen Tannenhäusern, flüchtig und trozig darauf gefaßt, daß im Tal schon des Kaisers Hächer strichen. Messerstiche des Gesanges, der sich schließlich traurig hinausdehnt und bebend erlischt! Ja, wild ist dies Land des Ausgleiches, wenn solche Töne knallen! Was hat sich hier gewandelt?

Siebenbürgische Episode

Von Heinrich Zillich

Ein Bauer steigt polternd in den Straßenbahnwagen ein. Seine Pelzmütze ist hoch und läßt ihn schwer und erdhast erscheinen. Auch strömt ein scharfer Geruch aus seinem Fellmantel. Er steht hilflos da und läßt allmählich den Sack auf die Bank nieder.

„Setz dich!“, sagt der Schaffner, ehe er klingelt, „Wohin fährst du?“

Der Bauer hebt ruhig sein Auge und antwortet: „Zum Gefängnis!“

Es fehlte in der Antwort nur das Wörtchen „bis“ —, keiner der Fahrgäste hätte aufgeblickt, wäre es gefallen, denn beim Gefängnis ist eine Haltestelle. Aber dieser Bauer wollte in's Gefängnis —

Sie sahen ihn alle an. Ich beobachtete ihre Augen — Staunen erfaßte mich — keines war lauernd oder neugierig. Jedes drückte Mitleid aus.

Einer fragte etwas von oben herab: „Was hast du angestellt?“

„Ich nichts, Herr, aber mein Sohn — Er sitzt schon seit einem Jahr.“

Da rückte der feine Herr, ohne Zurückhaltung, auf der Bank zur Seite und sagte: „Setz dich, Alter. Hier ist Platz für dich!“

Er sagte dies wie zu einem Bruder und sagte auch nichts weiter. Aber ein anderer fragte: „Da hast du jetzt ein schweres Leben?“ Auch dies ohne Neugier, nur voll Anteilnahme, und der Herr, der gefragt hatte, trug Laststiefel und eine Bibernütze. Sie sprachen miteinander, der Bauer, von dem der scharfe Geruch ausging, und die beiden eleganten Herren, zwischen denen er dicht saß, wie drei bekümmerte Freunde.

Berichte, Glossen, Lob und Tadel - 1936

Das letzte Jahr brachte dem Deutschtum in Rumänien schwere Schädigungen. Die staatlichen Zuwendungen für unser Schulwesen sind auf einen ganz geringen Betrag herabgesetzt worden, die Kongrua wurde auf eine Teilsumme dessen gemindert, was wir bisher bezogen, die größten Verluste erlitt hiebei die evangelische Landeskirche; das staatlich-deutsche Volksschulwesen ist bedeutend abgebaut worden, in 65 v. H. der bessarabisch-deutschen Lehrstellen sind Rumänen eingerückt, in 58 deutschen Dörfern Bessarabiens gibt es keinen deutschen Lehrer mehr, in der Bukowina ist das deutsche staatliche Volksschulwesen rumänisiert, im Banat sind ebenfalls Einbußen zu verzeichnen. Über 500 deutsche Beamten wurden abgebaut, das Recht des freien Gebrauchs der deutschen Muttersprache in der Verwaltung ist praktisch weitgehend durchbrochen, der Gebrauch der deutschen Ortsnamen in der Presse und im Postverkehr fast überall beseitigt. Die Deutschen sind aus der örtlichen Verwaltung zum größten Teil ausgeschieden. Über die Bestrebungen einer Reihe rumänischer Parteien zur weiteren Schmälerung unserer Bedeutung braucht hier nicht erst gesprochen zu werden.

Der innere Streit unseres Volkstums hält aber an, als wäre all dies nicht geschehen. Der Verlust der deutschen Volksschulen im Buchenland hat weniger Staub aufgewirbelt als manche Parteiversammlung oder die hundertmal wiederholte Versicherung von Parteipolitikern, daß sie allein die wahre und erneuerte Gemeinschaft schaffen werden, wenn nicht jetzt, so in Jahren, und wer es nicht glaubt, erscheint ihnen als schlechter Deutscher. Bekenntnisse und Erklärungen für Personen sind an die Stelle des Ideenkampfes getreten. Die Behauptung, daß der gegnerische Volksgenosse ein Bösewicht sei, dünkt viele wichtiger als die geschlossene Volksorganisation, der offen die Gefolgschaft aufzusagen nicht mehr allgemein für unzulässig gilt.

Dabei weiß es im Grunde jeder, daß es bis auf wenige keine Deutschen in unserem Lande gibt, die ihr Volk verraten. Die Mißachtung dieses Wissens bringt Lüge und Verleumdung in so entscheidendem Umfang in alle Streitigkeiten, die längst nur Auseinandersetzungen um Personen sind, seitdem die Programme der feindlichen Parteien einander immer ähnlicher wurden und Grundsätze kaum noch umstritten werden. Sowohl bei der Volkspartei als auch bei den Einheitslern wurde oft verkündet, man werde für sich das ganze Volk gewinnen — ein Gerede, denn nichts ist offensichtlicher, als daß die Volkspartei die Einheitsler nie gewinnen kann und umgekehrt. Ohne die einen oder anderen ist es aber mit der Volksgemeinschaft Eßtig.

Soll die Volksgemeinschaft, die jeder zu erstreben vorgibt, wirklich entstehen, so muß ein anderer Weg gesucht werden als die Sadgassen, in die sich die Parteien verrannt haben, und zwar der Weg, auf dem der Volks-

bruder als solcher in Wahrheit anerkannt und geachtet wird; dieser Weg kann nur auf einer alle tragenden Grundlage gebahnt werden, auf der des gemeinsamen Volksprogrammes, das nach Geist und Hauptinhalt den wesentlichen und berechtigten Forderungen des ganzen Volkes und den Ideen seiner Erneuerung entspricht, was noch niemand widerlegen konnte.

Dr. D. F. Zideli hat in seinem jüngst erschienenen Büchlein „Unser Weg zur Erneuerung des deutschen Volkes in Rumänien“ in klarer, ernstlich bisher nicht angefochtener Darstellung die Entwicklung der Erneuerungsbewegung, ihre Spaltung und die Grundlinien einer wirklichen lebendigen deutschen Volksgemeinschaft in Rumänien behandelt. Wer diese Gemeinschaft will, dem sollte es, auch wenn er bisher vom Weg abirrte, nicht schwer fallen, seine Haltung zu ändern.

Wir müssen die Geschlossenheit wieder finden! Der Volksentscheid wird ein gutes Mittel dazu sein. Wie aber, wenn sich auch dem Entscheid — gleichgültig, wie er ausfällt — bestimmte Gruppen nicht beugen? Wir haben es erlebt, daß die Disziplin abhängig davon gemacht wurde, ob sie bestimmten Personen zusagte. Eignet sich dies wieder, so wird die Klärung ebenso Fortschritte machen, wie wenn der Entscheid beachtet wird, denn auch die Disziplinlosigkeit hat ihre Grenzen — sofern das Volk noch gesund ist. Und daran wollen wir nicht zweifeln.

Heinrich Zilllich

Ein Bekenntnis zur geistigen Zusammenarbeit zwischen Rumänen und Deutschen legte am 16. Dezember in Kronstadt der Gründer des Rumänisch-Deutschen Kulturinstitutes Universitätsprofessor Simion C. Măndrescu mit aufsehenerregender Rückhaltlosigkeit ab, die sich fruchtbar abhob von den üblichen Worten eines unverbindlichen Wohlwollens, wie wir Deutschen des Landes es schon früher mitunter hörten. Der Vortrag fand im Rahmen der ersten, der Kronstädter Ortsgruppe des Institutes statt und behandelte die Art und Weise der erstrebten Zusammenarbeit, die, wie Măndrescu ausführte, nicht nur einen Austausch geistiger Güter bezwecke, sondern unmittelbar von Volk zu Volk. — das heißt also für Rumänien: von den Rumänen zum deutschen Volkstum des Inlandes und umgekehrt, stattfinden müsse. Măndrescu bekannte sich als rumänischer Nationalist, der seinem Lande Freunde werben wolle. Freundschaft mit dem deutschen Volke sei zugleich ein geistiger Vorteil für sein Volkstum, das dem deutschen ungeheuer viel verdanke, ja die entscheidende Beihilfe beim Aufbau der rumänischen Eigenkultur. Auch heute sei eine ernste wissenschaftliche Arbeit ohne Kenntnis der deutschen Sprache unmöglich. Die schicksalhaft-staatstreue deutsche Bevölkerung Rumäniens nehme aus diesen Gründen eine Sonderstellung ein und könne mit den anderen Minderheiten nicht verglichen werden. Als volksbewußtes vollberechtigtes deutsches Element solle sie dem Staate dienen.

Die Arbeit des Institutes unterscheide sich von der ähnlicher Institute grundsätzlich durch das Vorhandensein einer starken deutschen Bevölkerung im Inland, denn sie könne den Kulturbelangen beider Völker ohne

staatsbürgerliche Trennung dienen. Mißverständnisse und bisher begangene Fehler müsse zähe Arbeit beseitigen, der sich Măndrescu seit vielen Jahrzehnten widmet. Ein besseres Sichkennenlernen als bisher sei der Weg dazu. Er habe ihn eingeschlagen durch Gründung der Zeitschrift „Revista Germanistilor“, durch Errichtung eines siebenbürgisch-deutschen Lehrstuhls an der Bukarester Universität, der Bernhard Capestius übertragen wurde, und durch die Gründung des Institutes, das sich in Ortsgruppen auf das ganze Land auszweigen solle. Er denke daran, die schon bestehenden deutschen Sprachkurse durch ein deutsches Sprachsommersemester für Studenten in Kronstadt zu ergänzen und schließlich an die Schaffung einer Rumänisch-Deutschen Universität mit Öffentlichkeitsrecht.

Die mit großem Beifall auch in der deutschen Presse aufgenommenen Erklärungen Măndrescus erscheinen uns deshalb so wertvoll, weil darin die besondere Bedeutung der deutschen Kultur, des bodenständigen Deutschtums und dessen Heimatsrecht in Rumänien rückhaltlos anerkannt wurde, bei voller Hervorhebung der Notwendigkeit, daß sich das Deutschtum deutsch erhalte; die ganze Rechtfertigung des heimatischen Deutschtums wurde

was ebenfalls bemerkenswert ist — von seinen Leistungen her begründet und von dem Nutzen, den es dem rumänischen Volke bringe; schließlich aber blieb der Wunsch zur Zusammenarbeit nicht beschränkt auf ein schönes Bekenntnis, sondern wurde in Ziele gefaßt, von denen manche der Verwirklichung schon durch Taten entgegengeführt worden sind. Wir begrüßen darum die bahnbrechende Arbeit Măndrescus, zu dessen Mithelfern auch Töchter unseres Volkes gehören, in den heutigen nicht wolkenlosen Zeiten mit aller Wärme.

Heinrich Zille

Rumänisch-deutsche Literaturbeziehungen. Die siebenbürgische Zeitschrift „Pagini literare“, die schon öfters ihr Interesse für unser sächsisches Schrifttum bewiesen hat, verzeichnet in ihrem letzten Heft mit Venuţina Kraşiers Übertragungen aus zeitgenössischer rumänischer Lyrik in den letzten Heften des „Mingior“. „Eine verdienstliche Tat, welche mit aller Wärme begrüßt werden muß und die wenigstens in der „Revista Germanistilor Romani“, welche seit lange der sächsischen Kultur die verdiente Beachtung schenkt, ihre Erwidierung finden müsse. Es ist der einzige Weg der Verständigung und der fruchtbaren Zusammenarbeit.“ — In dem gleichen Heft schließt R. Demetrescu an den Hinweis auf die durch Vermittlung Reichendörfers, Wittstedts und Zille und des rumänischen Schriftstellerverbandes ermöglichte Veröffentlichung eines rumänischen Romanes in deutscher Übersetzung im Vangen-Müller-Verlag folgende Worte an: „Unsererseits fügen wir zu dem vom Schriftstellerverband ausgesprochenen Dank unsere Glückwünsche hinzu und wünschen diesem Anfang möglichst viele und gelungene Nachfolger auf beiden Seiten. Insbesondere der Leitung der Kronstädter Zeitschrift kommt das Verdienst zu für diese Initiative, die von unseren Professoren für deutsche Sprache vergolten werden muß.“ —

Wir schließen uns diesem deutlich hervorklingenden Wunsch nach rumänischen Übertragungen deutscher Dichtung von Herzen an und freuen uns, daß er von rumänischer Seite ausgesprochen wurde.

Sept 1/1936, Seite 33-34

Chronik. Der auf einstimmigen Beschluß des Deutschen Volksrates für den 26. Januar vorbereitete Volksentscheid ist von der Regierung verboten worden, weil eine solche Abstimmung in Rumänien nicht üblich sei. Gegen das Verbot wurde von unserer parlamentarischen Vertretung Einspruch erhoben und darauf hingewiesen, daß gesetzliche Grundlagen das Verbot nicht stützen. Der Einspruch hatte keinen Erfolg. Wenn unsere innere Zerküftung nicht so arg wäre, wie sie tatsächlich ist, müßte gerade das Verbot in allen Gruppen zur Besinnung mahnen und die Einigung fördern, die in dieser Zeit zur entscheidenden Pflicht geworden ist.

Der Volksentscheid über das neue Volksprogramm, den die Volkspartei gefordert hat, ist, als er Anfang Januar beschlossen wurde, von ihr in vielen Volksversammlungen heftig bekämpft worden, vornehmlich mit der Begründung, daß der Entscheid in unzulässiger Weise drei Fragen verstoppele; denn — meinte die Volkspartei — die zwei ersten Fragen fordern das Bekenntnis, daß Volkswohl vor Parteiwohl zu stehen habe und daß die Einheit der Volksgemeinschaft höchste Notwendigkeit sei, was kein Volksgenosse bestreite, während die dritte Frage sich darauf richte, ob die im Volksprogramm verankerten Gebote der Volksgemeinschaft für jeden Volksgenossen verpflichtend seien, und hierauf müsse die Volkspartei mit Nein antworten; es bleibe ihr darum nur übrig, am Volksentscheid nicht teilzunehmen. Alle anderen Gruppen unseres Volkstums, auch jene, die dem Volksprogramm kritisch gegenüberstehen und auf dem Wege, den es selbst anweist, seine teilweise Abänderung erstreben, faßten den Volksentscheid als das auf, was er nach dem Willen der Volksleitung sein sollte: eine Entscheidung darüber, daß unserem Volkstum wieder eine einheitliche Grundlage gegeben werde, die von allen als verpflichtend anerkannt wird. Hätten mehr als die Hälfte der Stimmberechtigten mit Ja geantwortet, so wäre es erwiesen gewesen, daß die Volksmehrheit eine solche, früher nie durchbrochene Grundlage wieder bezieht und bei sauberer Haltung der Minderheit wäre damit das Volksprogramm allgemein als verbindlich anerkannt, die verhängnisvollste Auswirkung der letzten Kämpfe, der Bruch der Volksdisziplin wäre be-

seitigt und die organisatorische Geschlossenheit wieder hergestellt worden. Die Befürworter des Volksentscheides sind überzeugt, daß sie die Volksmehrheit verkörpern und bedauern darum, abgesehen vom grundsätzlichen Einspruch gegen jeden äußeren Eingriff in unsere eigenen Fragen, das Verbot des Entscheides, weil es eine uns bitter nottunende Klärung verhinderte. Der Volksentscheid hätte auch eine Entscheidung darüber gebracht, ob die heutige Volksführung das Vertrauen des Volkes besitzt. Die Volksführung stellte sich mit dem Entscheid dieser Probe offen.

Die Volkspartei behauptete zwar, daß bloß ein Viertel der Wahlberechtigten mit Ja antworten werde, vermied es aber, sich so wie die Volksführung der Entscheidung zu stellen und ihre Anhängerzahl durch die Abstimmung zu verraten, was bei voller Aufrechterhaltung ihres Standpunktes dadurch hätte geschehen können, daß sie ihre Mitglieder angewiesen hätte, die zwei ersten Fragen mit Ja, die dritte mit Nein zu beantworten (durch doppelte Überstempelung der Wörtchen „Ja“ und durch einmalige des Wörtchens „Nein“). Zwar wären damit diese Stimmen ungültig geworden, hätten aber gezählt werden müssen. Auch durch ungestempelte Stimmzettel wäre das gleiche Ergebnis erzielt worden. Daß die Volkspartei dieser Probe auswich, mag nun beurteilt werden, wie man will — wir ersparen uns dies. Nach dem Verbot über Wenn und Aber zu sprechen, hat wenig Sinn.

Entscheidend ist, daß das Verbot selbst als eine Mahnung genommen werde! Alle Gruppen bestehen aus Volksgenossen! Verhetzung und Verleumdung haben genug zerstört, persönlicher Ehrgeiz genug Schaden angerichtet. Gewiß wäre es am besten, wenn der Entscheid in anderer Form noch abgehalten werden könnte; ist es der Volksführung unmöglich, dies durchzusetzen, so muß sie versuchen, die besonnenen Köpfe hüben und drüben — bei der Volkspartei und bei der Einheitsbewegung — davon zu überzeugen, daß die Geschlossenheit unser Lebensbrot ist. Das Mißtrauen zwischen den Gruppen ist zum größten Teil künstlich geschaffen worden von Menschen, die sich selbst mehr als die Sache berücksichtigen. Es gibt unter uns manchen, der von Haß so durchsetzt ist, daß er nur durch die Maske eines verzerrten Gesichtes aus seiner kleinen Seele auf einen Ansichtsgegner blicken kann. „Ich bin besser als du!“ — auf diese Formel läßt sich ein Großteil unseres Streites bringen, darüber wird geredet, daraus fließt Lüge, Dummheit, Anmaßung und Spießerei. Und eine solche Haltung soll nun ausgerechnet das Allumfassendste herbeiführen, die wahre erneuerte Gemeinschaft!

Die seit Jahren andauernde innere Auseinandersetzung war notwendig. Kein Denker kann es leugnen. Jede Bewegung erreicht aber einmal den Gefahrenpunkt, wo sie sich selbst zu überschlagen droht. Vergangenheit und Gegenwart geben genug Beispiele dafür, wie sich dies in weltgeschichtlichen Erscheinungen vollzog oder wie ein starker verantwortungsbewußter Mann eine solche Tendenz aufhielt und damit das Fruchtbare

der Entwicklung rettete. Die Verkrampfung unserer Volksgegensätze, ihre läppische Aufspießung über jede Wahrheit hinaus, zeigt an, daß wir den Gefahrenpunkt erreicht haben, wo das erstrebte Ziel von einigen, die es wohl auch erstreben, in Frage gestellt wird, wenn wir uns nicht alle besinnen. Besinnung ist heute Pflicht selbst der Unbesonnenen und Haßsüchtigen, die es in jedem Volke gibt, die aber kein Recht haben, ihre bedauerlichen Privatanlagen zum Maßstab eines Volkschicksals zu machen.

Kp 2/1936, Seite 70 - Heinrich Zillich - 72

Eine große Preisstiftung für das auslanddeutsche Schrifttum. Ein ungenannter Deutschamerikaner stiftete einen hohen Betrag, aus dessen Zinsen alljährlich 5 Preise von 5000 oder 10.000 Mark an hervorragende deutsche Dichter außerhalb des Reiches oder an Gelehrte verliehen werden sollen, die sich im auslanddeutschen Raum um das deutsche Volkstum verdient gemacht haben. Die Reichsschrifttumskammer, die die Betreuung der Stiftung übernommen hat, bestellte die Preisrichter für jeden der fünf Preise, die immer für bestimmte Gebiete verliehen werden, so z. B. wurde einer der Preise, der „Eichendorff-Preis“ (5000 Mark) für das Sudetendeutschtum bestimmt und der „Mozart-Preis“ (10.000 Mark) für die deutsche Dichtung und das wissenschaftliche Schrifttum Österreichs und des Südostens. Unter die fünf Preisrichter des Eichendorff-Preises wurde auch Adolf Meschendörfer aufgenommen; alle Preisrichter kamen am 11. und 12. Januar in Weimar zu einer ersten Tagung zusammen, wo auch zwei Preise und zwar der „Eichendorff-Preis“ dem deutschböhmischem Dichter Gustav Deutelt, der „Mozart-Preis“ für 1935 dem österreichischen Geschichtsschreiber Frh. v. Srbitz, für 1936 aber dem Dichter Josef Weinheber zugesprochen wurde. Die Verkündigung der „Mozart-Preis“-Verleihung erfolgte in einer Feier der Münchner Universität. Wir begrüßen die Zuteilung des diesjährigen „Mozart-Preises“ an Josef Weinheber mit großer Freude und nicht ohne Genugtuung, denn unsere Zeitschrift hat das Werk dieses großen österreichischen Dichters schon seit vielen Jahren rückhaltlos gefördert, sehr lange bevor er in seiner Heimat und in Deutschland beachtet worden ist. Er gehört zu unseren ältesten Mitarbeitern, der auch in diesem Hefte zum Worte kommt mit einem Gedichte, das gerade angesichts des Ruhmes, der dem Dichter zuteil wurde, seine reine Stimme und Seele widerspiegelt.

Kp 2/1936, Seite 22

Heinrich Zillich

Ein rumänischer Aufsatz über die sächsische Literatur. In der Bukarester Zeitung „Curentul“ begann Universitätsprofessor Ion Sân-Giorgiu eine Reihe von Aufsätzen erscheinen zu lassen, die der breiten rumänischen Öffentlichkeit einen Einblick in unser Schrifttum geben und damit eine Aufklärungsarbeit leisten sollen, die ganz im Sinne seiner bisherigen fruchtbaren Tätigkeit liegt. Wir verwiesen schon mehrfach auf die kenntnisreichen und warmherzigen Untersuchungen, die Sân-Giorgiu unserem Schrifttum teils in Vorträgen, teils in Zeitschriftenaufsätzen gewidmet hat (siehe z. B. Klingor, Jg. 1935, Seite 209-210). Der erste im

„Curentul“ erschienene Aufsatz vom 11. Januar befaßt sich unter dem Titel „Drei sächsische Schriftsteller“ vornehmlich mit der Gesamterscheinung unserer Literatur, mit den wesentlichen Linien ihrer Entwicklung, um dann Meschendörfer, Wittstock und Zillich näher zu betrachten. Wie wir unterrichtet sind, wird die Aufsatzreihe in der Bukarester Zeitung mit ausführlicheren Untersuchungen des Werkes der drei erwähnten Schriftsteller fortgeführt. Wie früher schon, wollen wir auch diesmal unseren Dank für die schöne berufene Darstellung Sân-Giorgius nicht unausgesprochen lassen, einen Dank, den wir Deutschen in einer Zeit doppelt freudig zollen, wo wir nicht immer auf das gleiche Verständnis bei anderen stoßen wie hier.

Kp 2/1936, Seite 72-73

Das Deutsche Landestheater Rumäniens spielte im Januar in Temesvar und fand diesmal dort, wo es früher nicht immer auf volles Verständnis gestoßen war, besetzte Häuser und ungeteilten Beifall, so daß sogar der Plan auftauchte, im nächsten Jahr nicht nur einen Monat für diesen Landesteil anzusetzen, sondern eine längere Spielzeit, um dem Zustrom aus Stadt und Land zu genügen. Die Banater Presse ungeachtet ihrer nationalen Sonderung gibt übereinstimmend der Ansicht Ausdruck, daß das Deutsche Landestheater die übrigen in Temesvar spielenden Theater überflügelt habe. Diese Stimmen sind ein Beweis dafür, daß sich die Deutschen des Banates mehr als bisher der deutschen Kunst erschließen und daß sich auch das Landestheater in einer Weise entwickelt, die im Sinne seiner Gründung und der SM~~Erwartungen~~ Hoffnungen liegt, ~~die~~ mit denen wir es vor einigen Jahren nicht ungefährdet antreten sahen.

Kpf 2/1936, Seite 74
Heinrich Zillich

Chronik. Parlamentstagungen sind für unser deutsches Volkstum in Rumänien Zeiten, die erhöhte Volksachtsamkeit verlangen. In dem mehr als anderthalb Jahrzehnte andauernden Ringen um einen für uns günstigen Einfluß auf die Gesetzgebung gelang es uns doch nur und auch nicht immer, die in den Gesetzentwürfen enthaltenen Schärfen zu mildern. Es ist dabei Vieles an Volksrechten bewahrt, viel geschmälert worden. Diese ununterbrochene Abwehrbereitschaft und die Unmöglichkeit, zu einer klaren Regelung unserer Lage zu gelangen, ist nun einmal unser Schicksal. Es hat im Inneren unseres Volkstums mitunter zu der Ansicht geführt: es sei alles unbedeutend, was im zähen Streit in Bukarest erreicht werden könne; darum müsse nur eines erstrebt werden, ein endgültiges Abkommen mit dem staatsführenden Volke über unsere Rechte auf jedem Lebensgebiete.

Ein solches Abkommen wird jeder wünschen — bis zu seiner Erreichung aber nichts tun, hieße das Fell des Bären, das wir noch gar nicht haben und von dem wir nicht wissen, wer es uns gewähren wird, maßlos überschätzen, denn wer bürgt uns dafür, daß ein neues Abkommen genauer beachtet wird als die schon bestehenden Satzungen unserer Rechte? Der parlamentarische Kampf bleibt also unsere Pflicht. Ihn als nebensächlich hinzustellen, weil wir einmal ein Gesetz der deutschen Volkstumsrechte in Rumänien bekommen könnten, ist entweder kurzsichtig oder ein Zeichen parteipolitischer Engherzigkeit.

Die letzten Wochen haben im Parlament ein entschiedenes und geschicktes Arbeiten der meisten unserer Abgeordneten gezeigt. Die schwersten Beeinträchtigungen durch den Entwurf für die neue Verwaltungsreform, vor allem die Verpflichtung zum ausschließlichen Gebrauch der rumänischen Sprache in den Gemeinderäten, konnte zu Fall gebracht werden, wenn auch für die Städte diese Neuordnung blieb.

Der Abwehrkampf unserer Abgeordneten, die auch bei anderen Gesetzentwürfen Erfolge erzielten, fand Widerhall in den Blättern, aber er wäre wirksamer gewesen, wenn unsere innere Spaltung eine geschlossene Meinungsäußerung des Volkes nicht von vornherein verhindert hätte. Es fanden auch in den letzten Wochen allerlei Volksversammlungen statt, wo der und jener Volksgenosse „behandelt“ wurde, keine einzige aber, die sich damit befakte, daß in unseren städtischen Ratsstuben nicht mehr deutsch gesprochen werden darf.

Der Fall beweist, daß wir nur eines erstreben müssen, die Einheit der Volksorganisation wiederherzustellen. Darum muß ich das von der evangelischen Landeskirche erlassene Verbot der parteipolitischen Betätigung ihrer Angestellten aus den gleichen Gründen ablehnen, die für mich schon vor zwei Jahren, als das Verbot zum erstenmal erfolgte, maßgebend waren. Die Überwindung der Parteien in unserem Volke ist nicht Sache der Kirche, sondern der Volksorganisation, hinter der wir vorbehaltlos stehen müssen!

Daß die Volksgemeinschaft, die alle Deutschen des Landes umschließen soll, äußerlich in einer Volksorganisation zum Ausdruck kommen muß, wenn wir uns nicht selbst aufgeben wollen, ist Ansicht aller Gruppen. Hiefür war eine durch Dr. Dörr kürzlich veröffentlichte Stellungnahme der Deutschen Volkspartei, die seit Monaten die bestehende rechtmäßige Volksorganisation ablehnt, wichtig und in gewissem Ausmaß beruhigend. Eine solche Ansicht aber verpflichtet jeden, die Volksorganisation auch dann anzuerkennen, wenn er mit Maßnahmen ihrer Führung nicht einverstanden ist. Diese Verpflichtung, die in manchen Fällen einen Verzicht auf private Geltung erfordert, ist leider trotz ihrer Selbstverständlichkeit nicht mehr und noch nicht wieder Gemeingut aller Volksgenossen. Daran franken wir und daran krankt auch das Werk der Wiederbelebung unseres Volkes, die nur durchführbar ist in einem alle umfassenden Rahmen, eben in einer Gemeinschaft und nicht in Absonderungen.

April 1936, Seite 155-156

Heinrich Zille

Ein Denkmal für Stephan Ludwig Roth. In diesem Hefte erscheint das Bildnis eines Entwurfes für ein Stephan-Ludwig-Roth-Denkmal. Der aus Deutschland stammende Bildhauer Richard Böge, der seit Jahren in Rumänien lebt und auch unseren Lesern bekannt wurde, ist der Schöpfer des Entwurfes.

In den letzten Jahren ist Stephan Ludwig Roth tief in das Bewußtsein unseres Volkes getreten. Die Jugend hat ihn sich zum Lebensvorbild erkoren. Seine geistige Hinterlassenschaft ist erst jetzt gesammelt worden. Tod und Leistung des letzten wirklichen Märtyrers unseres Volkes sind damit in ganzer Bedeutung auferstanden. Darum ist es kein verwegener, sondern ein natürlicher Gedanke, wenn der Plan eines Denkmals für Roth vor uns tritt. Daß der Künstler, der uns hiefür einen Entwurf gibt, ein Reichsdeutscher ist, beweist die Größe und Unbegrenztheit des Werkes, dessen ergreifer Ausdruck das Denkmal sein soll.

Der Entwurf ist in jeder Hinsicht eigenartig und einfach. Kein hoher Sockel trennt den Betrachter vom Standbild. Auf wenig erhöhtem Rasen erhebt sich eine Steinplatte, auf der, an einen Steinblock gelehnt, in Bronze Roth steht, in einer Haltung, die von ihm überliefert ist, in der schlichten Tracht, die er trug, den Blick in die Ferne gerichtet, das Haupt unmerklich gesenkt. Entschlossenheit, Lebenserfahrung und Bitternis, zugleich ein leises wissendes Lächeln spielen um den Mund und mildern den Ernst und die geistige Bucht des Antlitzes. Haltung und Antlitz verdeutlichen, was uns Roth ist: der Führer, Seher und Kämpfer. Keinerlei Pose ist notwendig, dieses auszudrücken. Das einfache Stehen, gelehnt an den mächtigen Steinblock spricht es aus, streng, versonnen und zugleich göttlich.

Bei der Betrachtung des Modells ist zu berücksichtigen, daß die unteren Körperteile, insbesondere die Beine, hier noch nicht bis ins Letzte ausgearbeitet wurden und darum etwas hölzern wirken, was bei dem späteren Gußmodell natürlich wegfällt. Welche Verinnerlichung der Bildhauer zu gestalten weiß, beweist der Kopf des Modells.

Uns erscheint es als besonders glücklich, daß das Standbild wahrhaft auf der Erde steht, gewissermaßen im Volke, daß es einfach ist und in seiner Einfachheit zwingend spricht, nicht bloß für Roths Wesen und Werk, sondern auch für das Beste, was unser Volkswesen ist.

Das Denkmal soll — das ist unsere Meinung — geschaffen werden. Sein Platz ist in Mediasch, wobei man allerdings über den Ort, wo es aufgestellt werden könnte, noch zu Rate gehen müßte. Der Bildhauer denkt an den sächsischen Sportplatz. Ich kenne den Platz, glaube aber, daß das Denkmal einen schöneren Rahmen in dem Walde vor dem Friedhof fände, der sich von der Pflanzung hinaufzieht, wo der Stephan-Ludwig-Roth-Obelisk steht. Allerdings müßten dann einige Bäume fallen und der Vordergrund entsprechend hergerichtet werden, was die Kosten vermehren würde. Die Gesamtkosten sind nicht allzu

hoch, auch für unsere Zeit nicht, die sich gerne auf ihre Not beruft. Wenn es gelingt, unser Volk für den Gedanken eines Roth-Denkmals zu erwärmen, sind die Kosten (etwa 300.000 Lei) ohne Mühe gedeckt.

Gewöhnlich entsteht der Gedanke, einem großen Mann ein Denkmal zu setzen, zuerst, und der Entwurf wird dann gesucht. Hier liegt der umgekehrte Weg vor: Ein Entwurf ist da und ist wert, ernstlich erwogen zu werden. Roths Heimatstadt Mediasch möge vorangehen; der Widerhall in den anderen Orten wird nicht ausbleiben, wenn darauf hingewiesen wird, daß auf dem Steinblock des Entwurfes die Worte Roths stehen: „Ich habe das Meine getan, ihr übrigen tut das Eure.“ Beziehen wir die Worte auch auf die Dankeschuld, die wir in einem Denkmal für Roth zwar nicht abtragen, aber anerkennen können.

Kpf 6/1936, S. 230 - Heinrich Zillig 231

Erwin Wittstock, Träger des Volksdeutschen Preises. Der Volksdeutsche Schriftumspreis, den die Stadt Stuttgart und das Deutsche Auslands-Institut jährlich am 9. Mai, am Todestag Friedrich Schillers, verleihen, ist in diesem Jahre Erwin Wittstock für seinen Novellenband „Die Freundschaft von Aofelburg“ zugeteilt worden. Der Volksdeutsche Preis, der heuer zum zweitenmal vergeben wurde, ehrt mit Wittstock unser ganzes heimatliches Schrifttum und zeichnet ein Buch aus, das, aus der volkhaften Fülle deutschen Lebens erwachsen, werthast alle Landschaften übergreift und wie jede echte dichterische Erfüllung überall gültig ist. Wir freuen uns, daß gerade dieses Werk einen so hohen und verdienten Lohn gefunden hat. Kpf 6/1936, S. 231 Heinrich Zillig

Konrad Richter, Träger des Eminescu-Preises der Rumänischen Akademie. Die Rumänische Akademie verteilte kürzlich den großen, vom verstorbenen Justizminister E. Samangiu gestifteten Preis für die beste deutsche Nachdichtung der Werke des bedeutendsten rumänischen Lyrikers Mihai Eminescu, nachdem der Preis zum drittenmal ausgeschrieben worden war und in den ersten beiden Jahren niemand zuerkannt werden konnte. Der Preis fiel an Konrad Richter, den unseren Lesern wohlbekannten Literaturhistoriker und Übersetzer. Der Ausschuß, der die Preisverteilung vornahm, bestand aus den Professoren Radulescu-Motru, Sextil Puscariu und dem Dichter Octavian Goga, die von Adolf Meschendörfer beraten wurden. Außer Richter hatten sich noch acht Übersetzer um den Preis beworben. Die Übersetzungen Konrad Richters werden demnächst in einem reichsdeutschen Verlage erscheinen und der großen deutschen Leserschaft Gelegenheit geben, rumänisches Dichtertum in höchster Vollendung kennen zu lernen. Daß ein Angehöriger des Deutschtums in Rumänien der Vermittler dieser Kunst ist, freut uns, weil auch hier wieder die kulturelle Bedeutung hervortritt, die den inländischen Deutschen zugemessen werden muß als schöpferischen Brückenbauern von Volk zu Volk. Kpf 6/1936, S. 231 Heinrich Zillig

Fritz Klein †. Im Mai starb in noch jungen Jahren durch einen unglücklichen Sturz vom Pferde während einer Waffenübung in Regnitz Dr. Fritz Klein, unser Landsmann, der im deutschen Tageschrifttum lange Zeit

als Hauptschriftleiter der "Deutschen Allgemeinen Zeitung" in Berlin eine führende Rolle gespielt und dann als Herausgeber der "Deutschen Zukunft" eine lebendige, vielbeachtete Wochenzeitung geschaffen hat.

Fritz Klein ist der erfolgreichste Journalist, den unser Volk hervorbrachte. In einem beispiellos raschen Aufstieg, getragen von zähem Willen und politischem Weitblick, trat er schon vor seinem dreißigsten Lebensjahr an die Spitze des großen Berliner Blattes, machte ^{es} zu einem in jeder Hinsicht bedeutungsvollen Organ, wobei besonders die außenpolitische Stellungnahme und der kulturpolitische und künstlerische Teil weit über Deutschlands Grenzen hinaus wichtig wurden. Wenn einmal die Geschichte der deutschen Publizistik nach dem ^(ersten) Weltkrieg geschrieben wird, muß Fritz Klein darin ein beachtlicher Baum zugemessen werden, gleichgültig, ob man all seinen Urteilen zustimmen kann. Eines wird man unbedingt feststellen müssen, daß dieser hochbegabte Zeitungsmann in jeder Lebenslage eine selbstverständliche deutsche Haltung bewiesen hat, daß er sich darin auch in der Zeit starker Verwirrung nicht verirren ließ, daß er immer die Gesamtheit des deutschen Volkes vor Augen hatte, was ihn auch zur steten Förderung des Auslanddeutschtums führte, und daß er zugleich in seinem Urteil Mut und geistige Unabhängigkeit zeigte. Sein Stil war knapp, ohne Phrasen und zupackend; Klein spürte wohl aus dem Völkererlebnis der Heimat viel klarer als gemeinhin Reichsdeutsche Wesen und Willen fremder Völker, war darum zum außenpolitischen Betrachter geradezu vorbestimmt. Unzähligen vermittelten seine Aufsätze durch mehr als ein Jahrzehnt Aufklärung und Einsicht.

Seinem Tode haftet eine tragische Sinnlosigkeit an. Klein ritt vier Jahre lang durch alle Fährnisse des Krieges. Mitten im Frieden, als er zum erstenmal die Uniform eines deutschen Reserveoffiziers trug, stürzte er so unglücklich, daß er den Tod fand. Wieviel fruchtbares Wirken hat dieses Ende vereitelt!

Hef. 6/1936, Ser. 4 257-252
Heinrich Zillich

Der Streit im Deutschtum Rumäniens, der durch die Hineinzerrung der ev. Landeskirche seine letzte Verschärfung erfahren hat, ist seinem Wesen nach ein Streit um die alle bindende Volksdisziplin. Selten ist ein Wort so oft mißbraucht worden; noch vor wenigen Jahren versuchte man damit jede jugendliche Regung zu erdrücken; heute aber ist es in seiner wahren Bedeutung zur Frage gestellt, weil Volksdisziplin nun wirklich und eindeutig gebrochen wird. Von Volksdisziplin aber hängt Bestand und Erneuerung unseres Volkes ab. Wer behauptet, Erneuerung sei möglich durch Menschen, die die Disziplin brechen, ja, nur dadurch möglich, weil sie sie brechen, weiß nicht was er daherredet und vermag das Volksganze nicht zu begreifen.

Die Einschaltung der Kirche in diesen Streit haben wir im Maiheft ausführlich behandelt; unseren Ausführungen ist nichts Grundsätzliches hinzuzufügen. Inzwischen kam die Flut der kirchlichen Disziplinarprozesse ins Rollen. Noch ehe geurteilt wurde, nehmen Gruppen und vereinzelt auch Kirchenkörperschaften nach Gutdünken Stellung und behaupten,

hinter ihrer Meinung stehe das Volk und natürlich das in letzter Zeit so viel berufene Gewissen. Trübe wie der Anlaß ist sein Echo. Daran sind auch die Kirchenangestellten schuld, die gegen das Parteiverbot der Kirche austraten, nicht etwa, weil sie dies getan haben, sondern weil kein einziger von ihnen groß genug war, gegen die parteipolitische Auswertung und Verzerrung ihres Schrittes durch die eigenen Parteifreunde aufzutreten. Alle stehen sie, ob ihre Bewahrung in gutem Glauben, ob aus Abtötung, Mitläufertum und Geltungssucht erfolgt ist, im Schatten der Parteitaktik. Und das ist vielleicht eine der bittersten Erkenntnisse.

Der Kampf unseres Volkes geht um die Gemeinschaft, die jeden auch dann bindet, wenn sie seine Privatrechte wirklich oder vermeintlich schmälert. Daraus ergibt sich die Stellungnahme zu den bevorstehenden Urteilen der Disziplinargerichte, unbeschadet dessen, daß wir in Kirche und Kirchenleitung eine Erneuerung höchst nötig haben.

Heinrich Bittlich

Kp 6/1936, 3c, 231-232

Um Volkseinheit und Kirche. Es ist seit jeher versucht worden, die evangelische Landeskirche, die als nationale Glaubensgemeinschaft und Schulerhalterin für das Gesamtdeutschtum Rumäniens über das religiöse Gebiet hinaus unermessliche Bedeutung hat, politisch zu beeinflussen. Solche Bemühungen haben in vielen Gemeinden immer wieder zu Erfolgen geführt, da ja die Mehrheit der Kirchenkörperschaften aus Menschen besteht, die unfähig sind unparteiisch zu handeln. Die damit verbundene Pharisäerei, von der anscheinend jede Generation durchseht wird, riecht besonders sauer, wenn Leute, die keinen Pfarrer wählen würden, der nicht zu ihrer Partei gehört, lutherisch tollern, sobald sie ihre Mängel bei anderen bemerken.

Diese Schicht des Allzumenschlichen zwischen dem, was Kirche sein soll, und dem Volk zu durchstoßen, ist Pflicht der Pfarrer, deren Beruf der wahren Kirche geweiht ist. Hier ergibt sich zugleich die überragende Bedeutung der obersten Kirchenführung. Das Landeskonsistorium, bei dessen Wahl äußerliche Einflüsse auch mitspielen, pflegt durch lange Jahre kaum verändert zu bestehen und könnte sich darum von Augenblicksstimmungen eher freihalten. Leider beschloß es aber im Februar ein merkwürdig unklares Verbot, das auch durch zwei bischöfliche Erläuterungen nicht besser wurde. Der Erlaß besagt im wesentlichen: Es sei Kirchenangestellten verboten, welcher politischen Partei immer anzugehören; die Angestellten mußten dies in einer Erklärung zur Kenntnis nehmen.

Soweit ich den Erlaß begreife, enthält er keine Strafandrohung für jene, die ihn nicht beachten. Trotzdem kam es in Einzelfällen bei Verweigerung der Erklärung zu Bestrafungen: einem Pfarrer wurde die Ordination, Kandidaten die Zulassung zur theologischen Prüfung und Hochschülern Stipendien abgeschlagen. Nicht belangt wurden bisher die im Amt befindlichen Kirchenangestellten, die keine befriedigende Erklärung abgegeben haben — ein unhaltbares Doppelmaß!

Die Kirche hat gewiß nicht bloß das Recht, sondern auch die Pflicht, ihren Angestellten, besonders den Pfarrern, die Zugehörigkeit zu einer Partei zu verbieten, die kirchen- oder christentumsfeindlich ist oder solche Bestrebungen fördert. Dieses Recht ihr abstreiten, hieße von ihr verlangen, sie solle sich selbst aufgeben; andererseits wären es seltsame Pfarrer, denen man erst durch ein Verbot klarmachen müßte, daß sie den

Abendmahlskelch nicht mehr reichen dürfen, wenn sie dulden, daß ihre Parteifreunde hineinspuden. Doch das Verbot des Landeskonsistoriums betrifft ja nicht die Teilnahme an einer bestimmten Partei, die als kirchenfeindlich bezeichnet wird; es richtet sich zwar, wie die Spagen vom Dache pfeifen, gegen die Deutsche Volkspartei, was aber nicht ausgesprochen wurde und als ein Zeichen verschwommener Haltung sehr unerfreulich ist. Es handelt sich vielmehr um ein allgemeines Verbot parteipolitischer Betätigung. Ein solches ist kirchenrechtlich unhaltbar, kirchenpolitisch unklug, denn es beseitigt die Volksspaltung nicht und eifert bloß jene Kräfte an, die aus ihr Parteinutzen ziehen und denen erfahrungsgemäß der gleiche Willen zur Politisierung der Kirche zuge-
traut werden muß wie anderen Gruppen. Und es schafft die Möglichkeit, daß sich manche Pastoren, denen nun einmal von Berufswegen große Vorstellungen locher sitzen, als Märtyrer fühlen.

Die Kirche betrat mit dem Verbot einen Weg, den sie am besten sofort wieder verläßt. Bei der Aufhebung des Verbotes kann sie ihren Angestellten raten, sich von Parteien abzuwenden. Mehr kann sie nicht tun, denn unsere Pfarrer waren und sollen Volksführer bleiben, deren Pflichtgefühl darüber entscheiden muß, wieweit sie sich parteiellisch binden. Schädigen sie die Allgemeinheit, der allein ihr Dienst gelten darf, so sollen sie rücksichtslos bestraft werden, denn verleitet der Pfarrerberuf Unberufene auch leicht zur Heuchelei, so ist ein Pfarrer, der seine politische Gebundenheit über seine Amtsführung bestimmen läßt, eine Lüge von doppelter Widerlichkeit, weil er nicht nur Menschen, Gotteshaus, Kanzel und Glauben anschmiert, sondern dazu noch aus seiner Parteilichkeit so etwas wie eine Berechtigung abzuleiten vermeint.

Die Rechtseinwände gegen das Verbot sammelte einer der bekanntesten Pfarrer Wilhelm Staedel in einem Offenen Brief an das Landeskonsistorium. Ob sein Brief „ungewohnt“ oder nicht, läßt uns kalt. Wichtiger ist, daß seine kirchenrechtlichen Einwände gegen das Verbot zutreffen. Ebenso sei anerkannt, daß Staedel die Verantwortung dafür übernimmt, andere Kirchenangestellte zur gleichen Haltung bewegen zu haben.

Diese Anerkennung verhindert nicht, daß manche seiner Gedankengänge abgelehnt werden müssen. Staedel sagt: „Ich bin mir der Notwendigkeit bewußt, daß die Kirche mit unserer nationalen ‚Obrigkeit‘ die Arbeitsgemeinschaft anstrebt. Wenn aber, wie heute, die ‚Volksorganisation‘ in ihrer Gültigkeit stark umstritten ist und ein großer Teil des ‚Kirchenvolks‘ angeblich nicht zu ihr gehört, dann muß die Kirche gerade um der anzustrebenden Einheit willen Zurückhaltung üben.“ Sie darf, wie Staedel meint, das neue Volksprogramm, also die Satzung der Volksorganisation, nicht „einseitig“ anerkennen. — Da Staedel sich zur Volkspartei zählt, ohne ihr allerdings beizutreten, ergibt sich aus seiner Ableitung: Weil die Volkspartei das Volksprogramm für unrechtmäßig hält, dies aber von der Volksorganisation mit Mehrheit angenommen wurde, ist die Volksorganisation selbst „umstritten“, was für Staedel, der das Wort Volksorganisation stets

in Anführungszeichen setzt, nur bedeuten kann: ungültig. Ungültig soll also die Volksorganisation sein, weil sie mit Mehrheit einen Beschluß faßte, der nach jedem Rechtsbrauch als ihre Willensfestsetzung für alle, also auch für die Kirche gelten muß. Nach Staedels Gedankengang aber — man muß sich das ganz klar machen: besteht eine Volks-, zu beachten: eine Volksorganisation nicht mehr, sobald sie mit Mehrheit etwas beschließt, was die Minderheit für Unrecht hält und sabotiert. Folgerichtig ist jede Organisation ungültig, die der Minderheit nicht folgt und jede andere Organisation handelt „einseitig“, wenn sie Mehrheitsbeschlüsse jener anerkennt. Wie bei solchen Anschauungen Organisationen überhaupt bestehen sollen, ist ein Geheimnis. Hierbei muß noch daran erinnert werden, daß die Volksorganisation aus Wahlen hervorging, daß die Volkspartei monatelang in ihr mitarbeitete und daß sie nicht versucht hat, die Anfechtungsmöglichkeiten des von ihr beschdten Beschlusses innerhalb der Organisation auszunützen. Einfach zu erklären, ein Mehrheitsbeschluß, den sie ablehnt, zerbröche die Volksorganisation, ist eine unhaltbare Logik.

Was bedeutet eine solche Logik auf die Kirche angewendet? Z. B. dies: Ein Pfarrer, der im Parteiverbot Unrecht sieht, darf die Kirche für ungültig erklären — nicht etwa, weil sie ihre Lehre verriet; nein, weil sie seine private Rechtsbefugnis begrenzte.

Was ist die Volksorganisation für uns? Die einzige politische, das ganze heimatliche Deutschtum umschließende Organisation. Sie war mangelhaft, ewig umstritten und wird es wie alles Menschliche bleiben. Aber sie ist da! Ist da in einzigartiger unantastbarer Bedeutung. Sie hat oft Beschlüsse gefaßt, die von Volksgenossen für unrechtmäßig gehalten wurden. Auch in Zukunft werden Minderheiten dasselbe behaupten. Vor dem Kriege wurde sie mehrmals geschädigt. Der unerträglichste Fall war jener, wo sich ein Führer der Jungschafen, dem die begeisterten Kronstädter einmal die Pferde vom Wagen spannten, später von den Ungarn zum Sachsengrafen ernennen ließ und dann selbst im Budapester Abgeordnetenhaus für die Verschlagung des Königshofes eintrat. Dieser Hr. Wächter aus Kronstadt, hochgelommen durch geschickten Wahlkudendienst und Bauernbehandlung, der jahrelang als Drohne auf unserer Volksorganisation saß und sie immer mißachtete, ist ein Beispiel für jene wiederholte Erscheinung unserer Geschichte, daß junge Bewegungen mit neuschöpferischen Ansätzen nur dadurch scheiterten und das Volk schädigten, weil einer ihrer Führer die Unantastbarkeit der Volksorganisation, des nahtlosen Zusammenschlusses gegen außen, nicht achtete. Seit dem Kriegsende bestand keine Sondermeinung darüber, daß die Volksorganisation jeder mann bindet. Darum beugte sich ihrem Beschluß auch die Erneuerungsbewegung immer. Und nun soll seit dem Oktober 1935 eine andere Volksfittlichkeit gelten, weil eine ganze Partei den Gehorsam kündigte!

Es gibt niemand, der uns ehrlich weismachen könnte, daß unser Grundsatz falsch sei. Alle Ausflüchte verdecken bloß die Unfähigkeit zum Einbe-

kenntnis, daß der Schritt aus der Volksorganisation nie getan werden durfte. Die verführerischste Selbstausflucht meint, die Volksorganisation könne nur erneuert werden, wenn das ganze Volk in der Volkspartei gesammelt worden sei, wodurch sich die Volksorganisation von selbst ergebe. Das Rezept aber hat noch niemand verraten, das tauglich sein soll, für die Volkspartei jene vielen Tausende zu gewinnen, die sie bedingungslos ablehnen und ihr keinen Gehorsam leisten werden, weil sie selbst den Gehorsam brach. Unsere Volksorganisation ist der Boden, wo alle Volksgenossen und -parteien nach ihrer Bedeutung Platz finden können, die aber auch alle bindet. Für jene, die dies verletzten, gibt es nur eines: Rückkehr in ihren Rahmen. Der Mann, der dazu den Mut hat, wird unserem Volke mehr nützen als hundert Redner und ihr Beifall. Allerdings, zum Einbekenntnis eines Irrwegs gehört Größe. Staedel sprach einmal vom Gewissensrecht zum Ungehorsam. Mit diesem Wort läßt sich ungeprüft hantieren. Seinen stolzen Sinn hat es dort, wo der Gehorsamsbrecher sein Leben wagt und um Gottes willen handelt. In einer Volksgemeinschaft ohne vollstreckende Gewalt wird nur das gesunde Leben des Volkes damit gewagt, vornehmlich wenn es nicht um Gott geht, sondern um private Rechte oder Abstimmungs-niederlagen. Luther brach den Gehorsam, weil Gott zum Geldgeschäft gemacht worden war, nicht weil ihm persönlich ein bürgerliches Recht beschnitten wurde. Er brach ihn erst nach vielen Versuchen, ihn mit der göttlichen Beauftragung zu vereinen und in Erwartung des Scheiterhaufens.

Ein privates Gewissensrecht zum Ungehorsam auf die Kirche übertragen, bedeutet deren Vernichtung, Verlust der deutschen Schule, der deutschen Jugend-erziehung, der seit Jahrhunderten tragenden Kräfte, an denen auch die lutherischen Deutschen unserer Heimat mitzehren. Ich weiß, daß Staedel dies nicht will, aber seine verfehlte Beurteilung der Volksorganisation kann anderen, wenn er ihnen nicht in die Speichen fällt, auch diesen Weg als erlaubt oder gar als sittlich vorgaukeln. Manche spielen schon mit solchen Gedanken.

Die Gedanken Staedels sind deshalb nicht gleichgültig, weil er Einfluß auf einen großen Teil der Jugend hat, deren Vorzüge er, wie ich weiß, ebensowenig übersieht wie ihre Fehler. Hier ist er vor Entscheidungen gestellt, die er unabhängig von jeder Partei, nur das Volksganze vor Augen, fällen muß.

Er erhob seine Stimme oft, schien seinen Freunden ein Unrecht geschehen zu sein, doch wir vermifchten sie, wenn seine Freunde noch so sehr fehlten. Allgemeine Mahnungen, die er aussprach, fallen nicht ins Gewicht, wenn niemals auch nur einer der Schuldfälle seiner Nächsten mit den gleichen ins einzelne vordringenden Worten von ihm verurteilt wurde, die seine Gegner zu hören bekamen. Andere können schweigen, Staedel nicht, dem Jugend Macht übertrug, der Gott sein Leben weihte, er, der Redner begabt es zu tun, muß sprechen, nach allen Seiten frei, seinem Gewissen untertan, wie er auf der Kanzel erhoben steht. Verhinderern kann er, daß

sich die Jugend weiter parteitaktisch verpuppt und um ihre Entfaltung bringt, daß dabei unsaubere Kampfmittel verwendet werden, daß sie sich erdachten Gottvorstellungen ohne bewegendes Erlebnis überantwortet, daß viele gutveranlagten Burschen nur von Haß und Mut leben, unreif zu urteilen, sich selbst zum Maß nehmen und, vor Zank und Streit nicht mehr sehen können, was uns täglich von außen an Rechten und Raum genommen wird.

Staedels Offener Brief ist ein freiwilliges und unfreiwilliges Bekenntnis. Man liest ihn mit unerschütterter, aber quälend gewordener Zuneigung zu dem Manne, der durch sein dialektisches Feuer die Schlacken nicht sieht, die sich auf den Volksweg abzulagern begannen. Staedels kirchenrechtliche Verwahrung muß anerkannt werden, doch seine Gedankengänge über die Volksorganisation sind in ihrer Auswirkung auf die Jugend oder wenn sie auf die Kirche übergreifen — was nicht von ihm abhängen muß, wohl aber von ihm verhindert werden kann — unendlich gefährlich.

Der Zwiespalt in unserer Volksseele kann nicht beseitigt werden durch die heute in Schwung gekommene rein taktische Kampfesart, durch Heß- und Haßfeldzüge, nicht durch Parteibeifallsveranstaltungen, nein, nur durch den Willen, im Gegner auch dort, wo er unverzeihlich irrt, wo er Irrtum aus Trotz, Eitelkeit und Parteilichkeit nicht eingestehen will, den Punkt immer wieder empfindlich zu machen, wo das Volksganze entscheidend vor Augen tritt! Und darum muß die Volkspartei wieder in die Volksorganisation einrücken!

Diese Zeilen waren geschrieben, als sich zu Staedels „Offenem Brief“ einige Pfarrer öffentlich bekannten, darunter solche von Bedeutung. Auch sie scheinen in der Schmälerei ihrer persönlichen Rechte fast etwas wie einen Anschlag auf die Religion zu sehen. Dann müßten sie aber auch gegen die parteipolitische Auswertung ihres Kampfes auftreten! Dann dürften Gratulationszeilen, in denen ein Pfarrer den Mut eines anderen anerkennt, nicht in die Zeitung kommen! Auch nicht jener Klagebrief eines jungen Pfarrers gegen den Bischof, worin sich doch nur unklare reformatorische Sehnsucht äußert und eine private Verschnupftheit wegen der allerdings sehr starren und abweisenden Haltung des Kirchenoberhauptes. Gewöhnlich werden solche Leutnantschmerzen im Regiment abgemacht; raube Obersten gibt es überall, darum fordert ihr Amt doch Respekt.

Leitete nun das Landeskonsistorium gegen die Pfarrer, die innere Kirchenfragen vor die breite Öffentlichkeit brachten, das Disziplinarverfahren bei gleichzeitiger vorläufiger Amtsenthebung ein, so ist das auch eine Regimentssache, bei der allerdings viel zu scharf vorgegangen wurde. Eine einfache Disziplinaruntersuchung hätte der Bedeutung der Angelegenheit gerade noch entsprochen, die wahrscheinlich nie entstanden wäre, wenn die Kirchenleitung wirklich in amtsbrüderlicher

Weise von Mensch zu Mensch die vorhandenen Spannungen zu beseitigen fähig gewesen wäre. Bei diesen Pfarrern handelt es sich doch nicht um moralisch minderwertige, höchstens um einseitige Menschen.

Für das sehr erneuerungsbedürftige Landeskonfistorium ergibt sich nun eine peinliche Lage. Seine Haltung hat die Verwirrung herbeigeführt. Will das Konfistorium die Volkspartei erlebigen, so soll es ehrlich nachweisen, daß sie kirchenfeindlich ist. Kann es dies nicht, so weg mit dem in seiner Verallgemeinerung unhaltbaren Verbot!

Bedauerlich, daß der Bischof gerade jetzt nach Amerika fährt, wo eine Lösung gefunden werden muß aus einer nicht ohne seine Starrheit entstandenen Lage. So nebelhaft, selbstbefangen und reformationsunberufen das Schwärmen einiger Pfarrer anmutet, so ist doch eines noch deutlicher geworden: unsere Kirche braucht eine Erneuerung, die durch silberstcherisches Dogmenregiment nicht ersetzt werden kann.

Auf beiden Seiten sind Fehler begangen worden. Wer Mut hat sie gutzumachen, wird die Kirche aufbauen. Sie zu zerstören, werden weder die Glaubensbüttel noch die Schwarmgeister fertigkriegen, denn zwischen Heiligenscheinwerfern und Parteipolitikern wird die sehr nüchterne Wahrheit siegen.

Kpf. 5/1936, S. 2 187-192 Heinrich Billig

Unser Nachbarschaftswesen. In einer Zeit des Zwistes soll eine Tat nicht vergessen werden, die, kaum von jemand angezweifelt, unserem Volkstum in Rumänien wenigstens auf einem Gebiete Zukunftswege legte und in Hermannstadt zur Frucht gedieh: die Neubelebung des Nachbarschaftswesens.

Bei den Siebenbürger Sachsen ist die Zusammenfassung der Nachbarschaft eine aus der Urheimat mitgebrachte Volksordnung, die sich durch die Jahrhunderte bis heute erhielt, während sie sonst bei deutschen Stämmen erlosch; bei uns blieb ihr Sinn wach, obgleich in den letzten Jahrzehnten, vornehmlich in den Städten, der Verfall auch bei uns eintrat. Aus dem Wissen um die Aufgabe dieser Volksordnung, die, unabhängig von Parteiungen, jeden Volksgenossen umschließt, konnte nach der Erneuerung der Volksführung vor zweiundeinhalb Jahren bald auch der Schritt zur Neubelebung der Nachbarschaften in einer Satzung, einer Nachbarschaftsordnung, gewagt werden, wobei alle deutschen Siedlungen in Rumänien berücksichtigt wurden.

Nun wissen wir wohl in Siebenbürgen, was eine Nachbarschaft ist: eine große Familie der Nachbarn, überkrönt von der Zusammenfassung aller Nachbarschaften in der Stadthannschaft, wir wissen, daß einst die Nachbarschaften unserer Städte Gemeindeverwaltungsaufgaben neben denen der nachbarlichen Hilfe und Geselligkeit wahrnahmen und dies mit dem Verlust der alten sächsischen Rechte aufhörte, heute also die Nachbarschaft eine völkische Ordnung sein muß, aufgebaut auf dem Gedanken der Freiwilligkeit und der Überzeugung, darum aber auch dort, wo rechte Männer am Werke sind, fähig, viel tiefer zu wirken als eine bloß obrigkeitliche Regel. Woher aber sollen die nichtsächsischen Gebiete dies wissen? Die

neue Nachbarschaftsordnung allein gibt ihnen nur das Gerippe dessen, was wir im Nachbarschaftswesen sehen und kann als eine Satzung wenig mehr geben. Das lebendige Beispiel mußte dazu treten, um den Gedanken der erneuerten Nachbarschaft ausströmen zu lassen. Daß dies bis heute noch in viel zu geringem Maße erfolgte, liegt nicht an dem Beispiel selbst, an der belebten Nachbarschaftsgemeinschaft Hermannstadt, sondern daran, daß unser Innenzwist auch hier lähmend wirkt. Das Beispiel selbst bleibt bestehen und wird wie alles Lebendige schließlich ausschwingen.

Auch hinter der Reubelebung des Hermannstädter Nachbarschaftswesens steht ein Mann wie hinter jeder gültigen Leistung. Der Stadthann von Hermannstadt, Professor Wilhelm Schunn, fand, als er, der gleichzeitig der Schöpfer der allgemeinen Nachbarschaftsordnung ist, deren Ziele in Hermannstadt zu verwirklichen begann, einen denkbar schlechten Boden dafür vor. In anderen siebenbürgischen Städten lebte das Nachbarschaftswesen noch. In Hermannstadt war es seit Jahrzehnten tot und an seiner Stelle hatten sich Parteinachbarschaften eingenistet. Diese konnten als Grundlage nicht gelten, deshalb mußte ganz neu gebaut werden. In verhältnismäßig kurzer Zeit stand der Bau.

Wir können uns mit den Einzelheiten des Hermannstädter Nachbarschaftswesens nicht befassen. W. Schunn hat eine schöne Broschüre herausgegeben, die allen Volksgenossen angeraten sei („Die Nachbarschaften der Deutschen in Rumänien“, Krafft & Drotleff, Hermannstadt, 1936), weil sie dies Neuwerden der Nachbarschaften vollständig schildert und jedem Orte zum Muster für seine eigenen Nachbarschaftsaufgaben dienen kann. Was uns an ihr besonders fesselt, ist die überlieferungsbewusste Art, mit der z. B. Nachbarschaftszeichen und -laden geschaffen, Namen gesucht und gefunden wurden, wie die Regelung der Amtswalterabende, des Richttages und der Geselligkeit erfolgte, vor allem aber, wie die nachbarliche Hilfe geordnet ist. In Hermannstadt ist die Nachbarnhilfe mannigfaltig. Bekannt ist es ja, daß dort in Sterbefällen und bei Geburten in kinderreichen Familien Geldbeihilfen der Nachbarschaften gegeben werden. Kaum eine andere Einrichtung der Hermannstädter Nachbarschaft hat solches Aufsehen erregt und ist auch allgemein so lebhaft anerkannt worden. Daß diese Geldzuwendungen nur gewährt wurden, wenn sie zu fruchtbaren, der ganzen Familie nützlichen Dingen verwendet werden, sei besonders anerkannt und die mit solchen Geldhilfen entschuldeten oder neugebauten Häuser (von denen die erwähnte Broschüre einige Abbildungen bringt) sind eine überzeugende Bestätigung für die Möglichkeiten, die, richtig wahrgenommen, im Wesen der Nachbarschaft liegen.

Volksaufbau im wahrsten Sinne wird in den Nachbarschaften Hermannstadts geleistet. Kein anderer Ort hat demgegenüber etwas ähnlich Gesundes aufzuweisen. Möge es W. Schunn gelingen, sein Werk allmählich trotz Hemmnissen, die in uns selbst liegen, auf die anderen Orte auszu dehnen.

Heinrich Billig

Julius Teutsch gestorben. In diesem Monat verloren wir nicht nur den Altmeister unserer Kunstforschung Viktor Roth, sondern wenige Tage später in Kronstadt auch den bedeutenden Gelehrten der Vorgeschichte Julius Teutsch. Eine Lungenentzündung raffte ihn noch vor Erreichung seines siebenzigsten Lebensjahres dahin. Teutsch, korrespondierendes Mitglied wissenschaftlicher Akademien, ist durch seine Grabungen und vorgeschichtlichen Entdeckungen, die für die Deutung ganzer Zeitepochen von entscheidender Bedeutung waren, weit über die Grenzen unserer Heimat bekannt geworden. Sein Name und seine Leistungen sind aus der Vorgeschichtsforschung nicht mehr zu streichen. Gleichzeitig hat sich Teutsch durch sein zweites Lebenswerk, durch das von ihm geschaffene und geführte Burgenländer sächsisches Museum, unvergängliche Verdienste erworben. Ein bedeutender Mensch und Gelehrter ist von uns gegangen. Das Werk Teutschs, der auch Mitarbeiter unserer Blätter war, werden wir noch ausführlich würdigen.

26. 5/1936, Seite 195

Heinrich Zille

Dr. Ewald Ammende gestorben. Viel zu früh ist allen Minderheiten Europas und vor allem den deutschen, in verhältnismäßig noch jungen Jahren ein Mann entrissen worden, der unersetzlich ist. Unersehllich ist Dr. Ewald Ammende, der auf einer Weltreise in China starb, deshalb, weil er nicht nur der stärkste Verteidiger der Minderheitenrechte war, sondern weil es ihm gelungen ist, alle europäischen Minderheiten organisatorisch zusammenzufassen und so zu vertreten, daß ihr Gewicht in jedem Jahre seit Kriegsende deutlich gespürt werden mußte. Ihm ist es zu verdanken, daß heute die Minderheitenfrage in den Staatskanzleien Europas als noch ungeklärte Aufgabe empfunden wird, an der sich zwar viele Staatsmänner vorbeidrücken wollen, die bauernd doch nicht zu übersehen ist. Ammende war einer der besten Kenner der Minderheitenlage. Auch unsere Heimat hat er oft besucht. Der lebenslustige, willensstarke und kraftstrotzende Mensch, dessen Gesundheit allerdings seit einiger Zeit zu wünschen übrig ließ, hatte Freunde kreuz und quer in Europa; er war allen wichtigen Staatsmännern bekannt, wurde von ihnen geachtet und beachtet; das Werk, das er zurückläßt, ist unvollendet. Möge an seine Stelle ein Mann treten von ähnlicher Begabung, Zeltreue und Arbeitskraft.

Heinrich Zille

26. 5/1936, Seite 195

Ein Hörspiel von Fritz Heinz Reimesch. Am 21. April jährte sich zum zweihundertsten Male der Todestag Prinz Eugens, den wir in der letzten Zeit nicht nur als Besieger der Türken sehen gelernt haben, sondern als den Staatsmann, der in dem von ihm befreiten Donauraum durch planmäßige Ansiedlung deutscher Bauern eine Ordnung erstrebte, die gleicherweise Schutz gegen den Osten bot wie auch die Ausbreitung der westlichen Kultur ermöglichte. Das deutsche Volk hat viele große Männer an Frankreich abgetreten. Mit Prinz Eugen von Savoyen, der seinem Volkstum nach allerdings Italiener, seinem Stande nach Reichsfürst war, hat Frankreich, das auf Eugens Dienste verzichten zu können glaubte und ihn damit nach Wien trieb, dem deutschen Volk ein reiches Gegengeschenk gemacht. Der Edle Ritter, der innerlich ganz zum Deutschen, ja zum Gewissen des Reiches wurde, führte seinen Lebenskampf, gerade weil er die Befriedung des Donauraumes als höchstes Ziel vor Augen hatte, sowohl gegen die Türken als auch gegen Frankreich, den Verbündeten der Pforte. Es ist nicht notwendig, hier die vielen Siege Eugens gegen die Türken und gegen Frankreich aufzuzählen. Er war der Retter des Reiches und damit Europas vor der türkischen Bedrohung.

Zur Erinnerung an seinen Todestag fanden in Deutschland verschiedene Veranstaltungen statt; unter ihnen sei ein Hörspiel unseres Landesmannes Fritz Heinz Reimesch erwähnt, das unter dem Titel „Prinz Eugen, der Marschall des Reiches“ vom Reichssender Stuttgart am 22. April gesendet wurde. Es faßt in sieben Bildern, umrahmt von zeitgenössischer Musik, in Bearbeitung von Otto Erich Schilling, den Lebens- und Schicksalsgang Prinz Eugens vollständig zusammen und übersteht durchaus nicht, wie hoch die friedlichen Leistungen des Feldherrn neben seinen kriegerischen zu veranschlagen sind. Das Hörspiel ist in seiner knappen und lebendigen Gestaltung ein gutes Beispiel dafür, daß der Rundfunk gerade für solche Aufgaben, wo Belehrung und Erbauung unmittelbar dem Volke geboten werden sollen, ein geeignetes Mittel darstellt.

26. 5/1936, Seite 196

Der Fall Basch. Der Führer der volksdeutschen Bewegung in Ungarn Dr. Basch sagte in einer Ansprache an seine Stammesgenossen, daß jeder, der seinen Namen madjarisiere, nicht verdient hat, ihn getragen zu haben. Wegen dieser Worte wurde Basch als „Schmäher der ungarischen Nation“ angeklagt und verurteilt. Die Kurie, das höchste ungarische Gericht, bestätigte vor kurzem das Urteil, das auf 5 Monate Gefängnis und 3 Jahre

Verlust der politischen Rechte lautet. In der Urteilsbegründung heißt es: Die Namensmadjarisierung sei Sache der Nation. Wer sich gegen diese Aktion wendet, stelle sich gegen die Bestrebungen des Staates. Hierzu ist zu bemerken:

1. Es gibt keinen Ehrenmann, der freiwillig den Namen, den seine Vorfahren mit Ehre getragen haben, in einen fremdsprachigen umtauscht. Wird er dazu gezwungen, so verletzt man sein sittliches Bewußtsein in einem entscheidenden Punkt, an dem der Treue und Ehrfurcht.

2. Kein Volk billigt eine solche Tat seiner Angehörigen, ob sie nun freiwillig erfolgt oder gezwungen. Eine Ausnahme machen die Juden, die sich durch freiwillige Namenssternung in den Völkern anderer Völker einböhren können ohne mit diesem zu verschmelzen. Tarnung ist jüdische Selbstbehauptung. Alle anderen Völker verschwinden, wenn sie das gleiche versuchen.

3. Diese Anschauung teilen auch die Madjaren, denn tauscht ein Madjare Rumäniens, Südslawiens oder der Tschechoslowakei seinen Namen in einen fremdsprachigen um, wird er von seinen Volksgenossen verachtet.

4. Kein madjarischer Volksführer in den eben erwähnten Staaten spricht zu seiner Gefolgschaft anders als es Basch getan hat. Es ist nicht bekannt, daß Budapest sich dagegen gewendet hätte. Ebenfalls hat ein Gericht der drei genannten Staaten einen madjarischen Volksführer deswegen angeklagt.

5. Das oberste ungarische Gericht bestimmt, daß die Ehrbegriffe und Rechte, die die Madjaren selbst vertreten und, soweit es sie angeht, in anderen Staaten auch beachtet sehen wollen, den Deutschen Ungarns nicht zugestanden werden; und fordern diese es, so sind sie der Schmäherung Ungarns schuldig. Hieron kann logischerweise keine Rede sein, eben weil die Madjaren selbst das gleiche Recht für sich beanspruchen. Ungarn hält also seine Deutschen für Menschen minderen Rechts.

6. Dies könnte als Schmäherung des deutschen Volkes aufgefaßt werden, wüßte man nicht, daß ohne Geist und Blut des deutschen Volkes Ungarn nicht bestände und daß sich Ungarn durch die Madjarisierung Deutscher kräftigen will, deutsches Blut also hoch bewertet.

7. Die Entvölkerung anderer ist ein altes ungarisches Ziel. Der große ungarische Staat zerbrach daran. Der Urteilspruch der Kurie, der die Namensmadjarisierung zur Staatsache erklärt, beweist, daß Ungarn nichts aus seiner Geschichte gelernt hat. Der ungarische Journalist Somodhy erklärte im November 1934, daß jährlich 30.000 Namen madjarisiert werden. Da dies Staatsache ist, kann man sich die Rötigung vorstellen, die es bewirkt. Vor kurzem wurde ein Führer der ungarländischen Deutschen Dr. Rühl in Bonnybad von Gendarmen gefoltert. Um dies recht einzuschätzen, muß man sich vorstellen, daß in Rumänien etwa Dr. H. D. Roth oder der madjarische Abgeordnete Dr. Szele Bela das gleiche erlitten. Der Vergleich hinkt natürlich, denn in Ungarn gibt es keinen deutschen Abgeordneten. Ebenfalls gibt es für 800.000 Deutsche auch

nur eine einzige Mittelschule, ebenso wenig ein auch nur halbwegs genügendes deutsches Volksschulwesen, ebenso wenig eine volksbewußte deutsche Tagespresse. Dies alles beweist, daß Ungarn seine Minderheiten, vorwiegend Deutsche, verschwinden lassen will. Die Namensmadjarisierung soll die Spuren dieses Volkstodes verwischen.

8. Die Madjaren außerhalb Ungarns haben viele ungarische Zeitungen, Mittel- und Volksschulen, allerdings in ungenügender Zahl, aber jedenfalls bei weitem mehr als die Deutschen Ungarns. Ungarn hat sehr häufig auf die böllische Notlage der Madjaren in seinen Nachbarstaaten vor der ganzen Welt hingewiesen, ohne zu begreifen, daß das Beispiel seiner Minderheitenbehandlung ihm das moralische Recht zu solchen Mahnrufen nimmt und seinen eigenen Volksgenossen unmittelbar Schaden bringen muß.

9. Was Ungarn dem deutschen Volk verbant, braucht nicht aufgezählt zu werden; daß es auf dessen Unterstützung größtes Gewicht legt, ist leicht bewiesen. Dennoch achtet es die Deutschen seines Landes nicht. Es rechnet also damit, daß das deutsche Volk sich selbst aufgibt.

10. Der Fall Basch hat die wahren Absichten der ungarischen Minderheitenpolitik erhellte. Es gibt Völker, die es grundsätzlich ablehnen, anderes Volkstum zu verschlucken; dieser Anschauung sind auch Millionen Madjaren, die nicht in Ungarn leben. Es gibt Völker, die die Namenssternung ablehnen; in Rumänien ist z. B. eine gesetzliche Erschwerung des Namenswechsels in Kraft getreten, wodurch auch madjarisches Volkstum geschützt wird. Der ungarische Staat ist anderer Meinung, soweit es sich nicht um Madjaren handelt.

Kel 17/1936, S. 4272-274

Heinrich Himmler

Ehrenmal der deutschen Leistung im Ausland. Wir haben schon einmal darauf hingewiesen, daß das Deutsche Auslandinstitut in Stuttgart beschlossen hat, ein Ehrenmal der deutschen Leistung im Ausland zu errichten. Dieses Ehrenmal wird nun am 27. August d. J. im Wilhelmspalast in Stuttgart als auslanddeutsches Volksmuseum eröffnet. Es wird die schöpferischen Leistungen der bodenständigen deutschen Volksgruppen in Europa und Übersee auf den Gebieten der Kunst und Kultur, der Wissenschaft, Technik und Wirtschaft darstellen. Das Ehrenmal zeigt auch den Anteil des deutschen Volkes an dem Aufbau der Erde und die Ausstrahlung des deutschen Geistes auf die anderen Völker. Wir sind überzeugt, daß das Deutsche Auslandinstitut dieses Ehrenmal so vielfältig und eindrucksvoll gestalten wird als überhaupt möglich. Wir freuen uns

vor allem darüber, daß in einem Ehrenraum auch die für ihr Volkstum gefallenen Auslandsdeutschen genannt werden sollen.

Im Zusammenhang mit dem Urteil gegen Basch schlagen wir vor, daß in einem Raume auch all jene Auslandsdeutschen verehrt werden, die für ihr Volkstum gelitten haben. Am eindrucksvollsten wäre es, wenn neben den Namen dieser Märtyrer in einem Saal ausgesprochen würde, worin ihr Leiden bestand. Also z. B.: Dr. Basch, im Juni 1938 in Ungarn zu 5 Monaten Gefängnis verurteilt, weil er deutsche Menschen ermahnte, die Namen ihrer Väter nicht abzulegen. *7/1936. Seite 274-275* **Heinrich Bittich**

Erwin Wittstock Ehrendoktor. Die Universität Heidelberg, die in diesen Tagen ihr 550 jähriges Bestehen festlich beging, hat eine große Zahl um das Deutschtum, um Wissenschaft und Kunst verdienter Männer verschiedener Völker zu Ehrendoktoren ernannt. Uns berührt vor allem freudig, daß unter den Ehrendoktoren der Philosophie auch ein Lebender Bürger Sachsse ist, Erwin Wittstock, der als Dichter und Vorkämpfer für Festigung und Ansehen des Auslandsdeutschtums promoviert wurde und mit dieser Ehrung auch unserem heimischen Deutschtum Ehre eingebracht hat.

Unter den vielen anderen Ehrendoktoren begrüßen wir weiter die nordischen Dichter Werner von Heidenstam und Gunnar Gunnarsson, dann den Pfarrer Gerhard Mah in Gills, dem das Ehrendoktorat der evangelischen Theologie zuteil wurde und dessen Bedeutung auch in unseren Hefen gewürdigt worden ist, und schließlich den großen Darsteller deutscher Geschichte Professor Dr. Heinrich Ritter von Srbik in Wien.

Kup 7/1936, Seite 275 **Heinrich Bittich**

Ehrenmal der deutschen Leistung im Ausland. Wir haben schon einmal darauf hingewiesen, daß das Deutsche Auslandinstitut in Stuttgart beschlossen hat, ein Ehrenmal der deutschen Leistung im Ausland zu errichten. Dieses Ehrenmal wird nun am 27. August d. J. im Wilhelmspalast in Stuttgart als auslanddeutsches Volksmuseum eröffnet. Es wird die schöpferischen Leistungen der bodenständigen deutschen Volksgruppen in Europa und Übersee auf den Gebieten der Kunst und Kultur, der Wissenschaft, Technik und Wirtschaft darstellen. Das Ehrenmal zeigt auch den Anteil des deutschen Volkes an dem Aufbau der Erde und die Ausstrahlung des deutschen Geistes auf die anderen Völker. Wir sind überzeugt, daß das Deutsche Auslandinstitut dieses Ehrenmal so vielfältig und eindruckskräftig gestalten wird als überhaupt möglich. Wir freuen uns

vor allem darüber, daß in einem Ehrenraum auch die für ihr Volkstum gefallenen Auslandsdeutschen genannt werden sollen.

Im Zusammenhang mit dem Urteil gegen Basch schlagen wir vor, daß in einem Raume auch all jene Auslandsdeutschen verehrt werden, die für ihr Volkstum gelitten haben. Am eindrucksvollsten wäre es, wenn neben den Namen dieser Märtyrer in einem Satz ausgesprochen würde, worin ihr Leiden bestand. Also z. B.: Dr. Basch, im Juni 1936 in Ungarn zu 5 Monaten Gefängnis verurteilt, weil er deutsche Menschen ermahnte, die Namen ihrer Väter nicht abzulegen. *7/1936. Seite 274-275* Heinrich Bittich

Erwin Wittstock Ehrendoktor. Die Universität Heidelberg, die in diesen Tagen ihr 550 jähriges Bestehen festlich beging, hat eine große Zahl um das Deutschtum, um Wissenschaft und Kunst verdienter Männer verschiedener Völker zu Ehrendoktoren ernannt. Uns berührt vor allem freudig, daß unter den Ehrendoktoren der Philosophie auch ein Lebensbürger Sachse ist, Erwin Wittstock, der als Dichter und Vorkämpfer für Festigung und Ansehen des Auslandsdeutschtums promoviert wurde und mit dieser Ehrung auch unserem heimischen Deutschtum Ehre eingebracht hat.

Unter den vielen anderen Ehrendoktoren begrüßen wir weiter die nordischen Dichter Berner von Helldensham und Gunnar Gunnarsson, dann den Pfarrer Gerhard Mah in Elm, dem das Ehrendoktorat der evangelischen Theologie zuteil wurde und dessen Bedeutung auch in unseren Hefen gewürdigt worden ist, und schließlich den großen Darsteller deutscher Geschichte Professor Dr. Heinrich Ritter von Srbik in Wien.

Kup. 9/1936, Seite 275 Heinrich Bittich

Blick in die große Politik. Der Verständigungsabschluß zwischen dem Deutschen Reich und Österreich, der im letzten Monat zustande gekommen ist, wahrt genau die staatlichen Rechte jedes Partners; er unterstreicht ausdrücklich, daß die inneren Angelegenheiten der zwei Länder von jeder äußeren Beeinflussung frei gehalten werden müssen; er enthält nichts, was auf ein Aufgreifen der Idee des Anschlusses deuten könnte, der mehr als ein Jahrzehnt in beiden Staaten als einzige deutsche Lösung verkündet worden ist. Man könnte, würde man bloß diese Vertragsbestimmungen ins Auge fassen, meinen, der Zwist zwischen den Bruderländern sei beigelegt worden durch eine einvernehmliche und darum noch hartnäckigere Festlegung jener trennenden Gesichtspunkte, die vor Jahren den Streit hervorgerufen haben. Eine solche Auslegung, die auch im Widerspruch stünde mit jenem Vertragspunkt, der Österreichs politische Haltung für die Zukunft als eine deutsche Haltung festlegt, würde den Sinn des Abkommens mißdeuten.

Drei Jahre lang hat die Spannung zwischen den beiden Ländern angebauert, eine Zeit der Not in Österreich, der schweren völkischen Fesselung, eine Zeit auch der geistigen Vereinsamung und künstlichen Abtrennung vom Leben des Gesamtvolkes. All dies ist nun vorbei. Der Vertrag, der die staatlichen Rechte der beiden deutschen Länder unterstreicht, macht die Tore auf für den seelischen und geistigen Verkehr von Mensch zu Mensch im Schoße des einen deutschen Volkes, das in den zwei Staaten lebt. Damit ist zugleich die natürliche Ideenentwicklung in Österreich wieder ermöglicht worden, mag sie heute auch noch von der österreichischen Staatsführung behindert werden. Der Druck, der auf jedem deutschen Menschen Österreichs lag, der den Zwiespalt mitfühlte, ist dahin. Kraft und Eigengezieltigkeit des deutschen Geisteslebens und der nationalen Bewußtheit können sich nun wieder auswirken. Die Fragen, die der Vertrag noch offen läßt und nicht berühren konnte, werden durch das Abkommen jener Lösung näher geleitet, die im Sinne des deutschen Volkes ist. Darin liegt aber die außerordentliche Bedeutung des Vertrages. Die ganze Welt hat ihn auch von dieser Seite aus bewertet. Seine europäische Auswirkung findet hiebei ihren Ausgang. Mitberührt sind alle staatlichen Anrainer des deutschen mitteleuropäischen Siedlungsraumes, einmal deswegen, weil nun die Möglichkeit ernstlicher Auseinandersetzungen auf Grund des bisherigen Konflikts zwischen Deutschland und Österreich wegsiel, und weil zweitens die Linie der von Berlin betriebenen Außenpolitik jetzt ganz deutlich wurde.

Zu diesen Feststellungen sei hinzugefügt:

1. Die Annäherung zwischen Berlin und Wien, die in gewisser Hinsicht als eine außenpolitische Gleichhaltung gelten darf, rückt auch jene Staaten einander näher, die mit den beiden Vertragsländern in guten Beziehungen stehen, bereitet also eine Handlungsgemeinschaft zwischen Deutsch-

land, Polen, Österreich, Italien, Ungarn, Bulgarien vor, die alle besonders scharf gegen die Einschleppung des Bolschewismus in Europa Stellung bezogen haben. Dies bedeutet, rein äußerlich gesehen, eine Planierung der Sowjetaufmarschlinie in der Tschechoslowakei, damit auch schon einen wichtigen Beitrag zur Befriedung Europas für jeden, der davon überzeugt ist, daß Rußlands Politik darauf ausgeht, ihr trojanisches Pferd durch Bündnisse möglichst weit in die Mitte Europas vorzuziehen, um im günstigen Augenblick, Bündnisfreunde und -Feinde in die Weltrevolution zu stürzen. Die spanischen Vorgänge enthüllen diese Zielsetzung unwiderleglich. Der angreifende Teil ist Sowjetrußland, der gefährdete nicht nur die eben genannten Länder, sondern alle Staaten Europas, besonders auch Rumänien, weil keiner aus einer Revolutionsnierung Gewinn ziehen kann.

2. In Berlin wurde, zunächst unter fast allgemeinem Unglauben des Auslandes, schon seit langem betont, daß die deutsche Politik friedlich sei, weil sie von dem Gesichtspunkt geleitet werde, daß jedes Volk ein Recht habe, sich selbst zu bestimmen. Die Linie dieser Politik enthüllt sich darin, daß Deutschland jene gewiß großen Fragen, die es innerhalb Europas zur Lösung bringen will, auf einem Wege sucht, der neuartig ist. Es sucht den Weg der unmittelbaren Gegensatzklärung der Beteiligten. Dies zeigte sich Polen gegenüber schon vor zwei Jahren. Dies bewies die Einigung mit Österreich; und dies äußert sich weiter in jenen Verhandlungen, die Deutschland gegenwärtig, wie man vernimmt, mit der Tschechoslowakei und Belgien führt. In allen Fällen — einer durchaus wirklichkeitsgebundenen Diplomatie — sucht Berlin durch Festigung der unmittelbaren Lebensmöglichkeiten zwischen Staat und Staat eine Plattform zu schaffen, auf der dann, nachdem die Streitverhärtungen früherer Jahre abgebaut sind, auch die schwierigsten Fragen einvernehmlich gelöst werden können. Ein solches Friedenswerk bedarf, da es im Osten mühevoller ist, wo natürliche Interessengegensätze bestehen, zur Voraussetzung eine Einigung im Westen, also mit Frankreich. Dem dienen, von England, wenn auch nicht immer geradlinig gefördert, die sogenannten Locarno-Besprechungen, zu denen es im September kommen wird. Gelingt es dort die von Deutschland aufgeworfenen Fragen, zu denen auch außer-europäische gehören wie die Rückforderung der deutschen Kolonien, wenigstens so weit zu klären, daß die heutige Spannung zwischen Paris und Berlin einem einigermaßen erträglichen modus vivendi weicht, so bietet sich die Aussicht, die gesamteuropäischen Angelegenheiten im Osten, deren Hauptfrage, wie sich gar bald herausstellen dürfte, die wirkliche Befriedung der nationalen Minderheiten ist, allmählich auch einvernehmlich zu klären. Daß diese Möglichkeit schon heute nicht mehr von der Hand zu weisen ist, ist eine der wesentlichsten Auswirkungen des deutsch-österreichischen Abkommens, das eine Reihe von Staaten zur Unterstützung dieser Politik, unbeschadet der zwischen ihnen auch bestehenden Gegensätze, vereinigt. Beachtet man andererseits, daß die Bundesgenossen Frankreichs,

weil durch die Friedensverträge gesättigt, bei jeder ernststen Auseinander-
 setzung ihren Vorrat an Gefährden und darum von einer friedlichen Aus-
 setzung nur Vorteile erwarten können, so erscheinen die sie an-
 dererseits Kriegsweisungen reichlich unbegründet. Sichte
~~und darauf zurückzuführen, daß Deutschlands ungeheure Be-~~
~~weilungen in den letzten Jahren, sich politisch wirklich handlungsfähig zu~~
~~haben, indem es sich aus seinen drückendsten Fesseln selbst befreit hat,~~
 nachherweise eine gewisse Unruhe und Verlagerung der Kräfte mit sich
 gebracht haben. Aber das bedeutet keineswegs eine Verschärfung der
 Kriegslust der europäischen Staaten. Lediglich Sowjetrußland hat ein
 sich aus seinen gesellschaftlichen Ansichten ergebendes Interesse daran,
 die Welt so sehr mehr als früher zur Lösung drängenden europäischen
 Gegensätze zu kriegerischen Auseinandersetzungen ausarten zu lassen.
 Darum ist Moskau der einzige Gefahrenherd unseres Erdteils. Hierüber
 wächst die Klarheit in allen Ländern. Die Hintergründe der spanischen
 Ereignisse dienen einer solchen Aufklärung besonders gut. Sollte Europa
 oder einer seiner Staaten die sich heute bietenden Möglichkeiten friedlicher
 Vereinigung der europäischen Gegensätze verkennen, was sicherlich nicht
 aus Kriegslust geschehen würde, aber aus einer im Völkerleben schon
 oft tragisch auftretenden Kriegsangst und Unfähigkeit zur Erken-
 nung des Notwendigen und Möglichen, so würde Sowjetrußland ent-
 weder dahinter stehen oder den Gewinn ziehen.

Ein Anschauungsunterricht ganz anderer Art und zwar für den Weg,
 menschliche Gemeinsamkeiten bei deutlichster Betonung völkischen Eigen-
 wesen zu aller Augen zu beachten, bieten die Olympischen Spiele
 in Berlin, die in diesen Tagen unter einer Beteiligung wie niemals
 zuvor ablaufen. Sein ganzes organisatorisches Können hat Deutschland
 für das große Ereignis eingesetzt. Seine Fähigkeit, Gastgeber und Ordner
 zu sein, ist beispiellos. Aber den sportlichen Kampf hinaus gewinnt die
 Olympiade gerade in diesem weltpolitischen Augenblick ihr volles erziehe-
 risches Gewicht, das zugleich ein Bekenntnis zu einer weltoffenen, völker-
 begreifenden Politik ist.

Deutschen Menschen aber, die wie wir ihre Siedlungen fern von den
 geschlossenen deutschen Großräumen haben und deren Lebensvoraus-
 setzung von jeher darin bestand, ein reines und befriedigendes Verhältnis
 zu den Mehrheitsvölkern zu finden, ist die olympische Idee doppelt wert-
 voll, denn sie umgreift jedes Volk. Sie läßt aber auch jedes Volk be-
 stehen. Und darum können wir Deutschen Rumäniens, von denen noch
 immer manche die Volksgeschlossenheit mißachten, um ihre Parteilichkeit
 zu pflegen, nur wünschen, daß auch wir unsere Streitigkeiten endlich be-
 enden und unserer Schicksalsverbundenheit wieder ausnahmslos inne
 werden.

Kap 8/1936, Seite 343-345 Heinrich Billig

r. lant
 windenden
 Kriegsanstalt
 + m. l. m. g. w.
 H. m. a. l. e. n.

Die neuen Fialen an der Schwarzen Kirche zu Kronstadt. An der Schwarzen Kirche in Kronstadt ist manche schöne Einzelheit der Verwitterung zum Opfer gefallen. Die Außenchorfiguren sind zum Beispiel zum großen Teil mitgenommen. Glücklicherweise sind sie so oft photographiert worden, daß ihre Erneuerung nach den alten Mustern nicht ausgeschlossen erscheint. Zu einer solchen Ersetzung zerstörter Einzelheiten ist es nun bei den Fialen gekommen. Sie sind in den letzten Monaten abgetragen. und durch neue, den alten nachgeahnte Fialen ersetzt worden.

Es gibt manche, die ungehalten darüber sind, daß die neuen Fialen nicht aus dem gleichen Stein gehauen wurden wie die alten, sondern aus Kunststein gefertigt worden sind.. Ich kann mich diesen Einwänden nicht anschließen. Unsere Ehrfurcht vor schönen alten Bauten wird keineswegs verletzt, wenn wir bei notwendigen Erneuerungsarbeiten nicht das gleiche Material benützen, das einst verwendet wurde. Wer die neuen Fialen an der Schwarzen Kirche betrachtet, wird nicht darnach fragen, ob aus Kunststein ist, was ihm da oben gefällt; er wird einfach feststellen, daß die Fialen gut sind, daß es ein anerkennenswertes Werk war, sie zu erneuern. Im übrigen ist ja Kunststein dem Stein der Schwarzen Kirche außerordentlich ähnlich. Bei den hoch in den Lüften aufragenden Fialen kann ihre Materialverschiedenheit überhaupt nicht festgestellt werden.

Kp 9/1936, L-4 359-360
Heinrich Zillich

Gegen den Chauvinismus. Man schickte mir den am 1. November in den „Brassói Lapot“ erschienenen Anwurf auf meinen Roman „Zwischen Grenzen und Zeiten“. Dieses Blatt hat mich vor Jahren angegriffen, hat mich später oft als Freund der Ungarn belobt, nun verdächtigt es mich, und wenn der zweite Band meines Buches erscheint, der in der Nachkriegszeit spielen wird, werden mich die „Brassói Lapot“ vielleicht wieder loben. Der Verfasser des Anwurfs — ich kann in seinem Namenszug bloß „Peter“ entziffern — scheint jener Mann zu sein, der meine historische Novelle „Der baltische Graf“ durch willkürliche Auslegungen vor zwei Jahren politisch verleumdet hat. Damals entlarbte ich sein Verfahren im „Klingsor“.

Das gleiche Verfahren wird nun auf meinen Roman angewendet. Es besteht darin, daß Äußerungen handelnder Personen und ihre Gedankengänge, die in einem historischen und dichterischen Werk zeitlich bedingt und Wesensausdruck der dargestellten Figuren sind, aus dem Zusammenhang gerissen und bei Verschweigung anderer Äußerungen des Buches dazu verwendet werden, mir persönlich Absichten zu unterzuschieben, die ich nicht vertrete. Spricht in meinem Roman ein Professor während des Weltkrieges vom Sinn Altösterreichs, der verspielt sei, so wird daraus wider jede Wahrheit abgeleitet, das Buch träte für imperialistisch-deutsche Ziele bis ans russische Gebiet ein. Hier wird die Vorniertheit zur bewußten Verleumdung, die alle unzähligen Stellen des Romanes, die dem widersprechen, einfach unterschlägt. Mit dem gleichen Rechte könnte mich ein deutscher Dummkopf angreifen, weil ich in meinem Roman einige Charakter-

Iose Deutsche darstellte, aber keinen charakterlosen Ungarn, obgleich Peter läßt, ich hätte die ungarischen Frauen als wertlos gezeichnet — ich kann nur annehmen, daß er in madjarisierendem Überschwang eine von mir dargestellte Zigeunerin als Ungarin betrachtet, weil sie sich selbst als solche gebärdet. Von der edlen Ungarin Béldi spricht er kein Wort. Dies also ist sein Verfahren: ich soll verdächtigt, ja möglichst politisch verdächtigt werden!

Diesem Ziele dienen verschiedene Mittel. Er verschweigt jedes meiner Worte des Begreifens und der Sympathie für das ungarische Volk. Um den Vater des Haupthelden in ein schiefes Licht zu rücken, schreibt er ihm eine Äußerung über seinen Brotgeber zu, während sie in Wirklichkeit von einem sächsischen Bauern getan wird. Mit Absicht verschweigt Peter, daß der Roman eine geschichtlich-abgeschlossene Epoche behandelt. Er fälscht sogar, nur um zu verleumden, Zitate, so wenn er in einem aus dem Buch gegriffenen Gespräch über das Versagen der Führung in Österreich-Ungarn die Worte wegläßt: „Ein völkerbegreifendes und gerechtes Führen muß es sein“, und, ohne die Weglassung zu kennzeichnen, die darauf folgenden Worte: „Ich erhoffe es von euch nicht mehr. Es war nur von Deutschen zu leisten“ umändert in „Es ist nur von Deutschen zu leisten“ und nicht erwähnt, daß die zitierte Romanfigur neben dem ungarischen das deutsche Versagen in jener Zeit erörtert und die ungarischen Ansprüche nur ablehnt, weil sie das Recht anderer Völker beeinträchtigen. Mit keiner Silbe spricht Peter davon, daß das Buch — nun als Ausdruck m e i n e s geistigen Standortes gewertet — das völkische Recht aller Völker stützt, daß es für ihr Einvernehmen eintritt und jede Entrechtung und nationale Selbstaufgabe ablehnt. Mir bei solcher Haltung genau das Gegenteil vorzuwerfen, ist unerhört. Indem ich feststelle, daß mein Buch keinen Hirngespinnsten nachrennt, wie sie mein Angreifer den Deutschen willkürlich in die Schuhe schiebt, wäre es mir ein Leichtes, den Spieß umzudrehen und nach dieser klaren Zurückweisung der Verdächtigung ihn nun über seine Einstellung zur ungarischen Revisionspolitik zu befragen.

Ein alter Journalistenkniff ist es, jemand die Ablehnung einer allgemein bekannten Tatsache in den Mund zu legen und damit seine Glaubwürdigkeit zu erschüttern. Dies tut Peter, indem er läßt, mein Roman handle auch von der Wegnahme der siebenbürgisch-deutschen Schulen. Nichts davon ist wahr! Ich schildere im Gegenteil geschichtstreu, daß sich die Sachsen ihre Schulen zu erhalten wußten — weit über hundert Seiten beschäftigen sich mit dem deutschen Schulleben in Siebenbürgen des einstigen Ungarn —, aber Peter log seinen Lesern nur etwas vor, damit er nicht von dem tatsächlichen Schulraub an den anderen Deutschen Ungarns und manchen andern Völkern sprechen muß. Dabei kann er auch den von mir dargestellten Rechtskampf der Rumänen im alten Ungarn verschweigen, was er deshalb tut, weil rumänische Leser seiner Zeilen ohne Hindernis nun davon überzeugt werden können, ich diene dunklen Zielen. In mir soll das deutsche Volk verdächtigt werden. Dies wird zur Groteske,

wenn er in die ferne Vergangenheit schweift und davon schwelgt, die Sachsen hätten ein „Gastrecht“ in Siebenbürgen erhalten, wir, die von ungarischen Königen gerufen wurden, um ihre Krone zu retten, wie es in den Freibriefen steht — „ad retinendam coronam“. Unzulänglich kann man — und gar heutzutage — Wahrheit, Leistung und Geschichte einem Anspruch nicht anbequemen, der längst Schiffbruch erlitten hat. —

Mehrfach behauptet dieser Peter, ich griffe die Ungarn an — was dies in einer geschichtlichen Darstellung überhaupt heißen soll, mag er wissen. Ein Angriff liegt doch nicht darin, wenn ich darstelle, was wahr ist, daß die ungarische Politik vieler Jahrzehnte das einstige Ungarn vernichtet hat. Das weiß schließlich jedes Kind. Was soll ein Schließen der Augen vor dieser Wahrheit einem Ungarn nützen? Ist es für ihn nicht sauberer und besser, wenn er die Wirklichkeit anerkennt? Es ist doch kindisch anzunehmen, die Volksgruppen der einstigen Ungarn seien von ihm abgefallen, weil sie mit Ungarn zufrieden waren! Verweist mich aber Peter darauf, wie freundlich mich die siebenbürgisch-ungarischen Schriftsteller immer aufgenommen haben, so berührt er eine schmerzliche Erfahrung, die ich und meine Freunde machen mußten.

Ich habe jahrelang versucht, ein geistiges Zusammenarbeiten zwischen Rumänen, Ungarn und Deutschen meiner Heimat zu fördern. Weder hier noch dann, wenn ich wieder in Kronstadt lebe, werde ich mich diesem Ziele verschließen, das schöne Ansätze zeigte. Sie konnten, was die Rumänen anbelangt, bis heute weiter entwickelt werden, aber von einem gewissen Zeitpunkt an, der zusammenfällt mit dem nationalen Umbruch in Deutschland, lösten die siebenbürgisch-ungarischen Schriftsteller ihre Beziehungen zu uns Sachsen. Dies geschah schweigend. Wir standen vor einem Rätsel. Ich suchte die Ursache bei der maßgebenden Stelle der siebenbürgisch-ungarischen Literatur zu ergründen, weil ich überzeugt war, daß die bisherige schöne Zusammenarbeit, die in vielen Fällen schon zu Freundschaften gediehen schien, von Kräften gestört wurde, die nicht ungarisch waren. Erst nach wiederholter Anfrage erhielt ich schließlich von einem der wichtigsten ungarischen Schriftsteller in einem Brief eine mich resillos aufklärende Antwort mit der Bitte, sie nicht in die Öffentlichkeit zu bringen. Ich verehere diesen Mann viel zu sehr, um seinen Wunsch nicht zu erfüllen. Aber ich fühle mich an seinen Wunsch auch deshalb gebunden, weil einem sinnvollen Verständnis der Völker für einander als einziger Grundlage des Zusammenlebens nicht nur in meiner Heimat, sondern in ganz Europa, solche Rückschläge zum mindesten von dem, der an ihnen unschuldig ist, nicht in den Weg geworfen werden sollen.

Diesem Ziele aber dient — wenn schon aus einem historischen Roman eine Lebensregel abgezogen werden soll — auch mein Buch, das Schicksal, Schuld, Sühne und Zeitwandlung darstellt. Es zeigt, wie ein großer deutscher Traum zusammenbrach, wie ein Staat unterging und eine neue Welt aufstieg. Ein sehr bekannter Dichter, der Osteuropa genau kennt,

schrieb nämlich in einem offenen Brief über dieses Buch, es habe ihn vornehmlich beeindruckt, daß darin „nicht ein Hauch von jenem verletzenden Hochmut und von jenen albernen Voreingenommenheiten herrscht“, die nirgend so peinlich wirkten wie dort, wo Völker miteinander leben. Eine solche Beschäftigung ist mir wichtiger als die alberne Chauvinistische Voreingenommenheit, die sich in den „Brassóí Lapok“ nicht ohne böswillige Zielsetzung breit macht. Ihr wird es allerdings nicht bewußt, daß ich ängstlich bemüht war, in diesem Buche das Werthafte jedes Volkes zu zeigen, die Fehler aber auch nicht zu verschweigen, denn ein Schriftsteller, der dieses täte, wäre überflüssig. Nun gibt es allerdings Menschen mit Spinnenhorizont, die in ihrer chauvinistischen Krankhaftigkeit schließlich gar noch glauben, ihr Volk bestehe bloß aus Engeln und pflanze sich durch unbedeckte Empfängnis fort. Solcher Chauvinismus erkennt selbst heute noch nicht, was er seinem eigenen Volke geschadet hat. Uns Siebenbürgern gleichgültig welcher Zunge ist er wohlbekannt. Wir kennen ihn in all seinen Formen, und das Eine weiß ich, wenn die Rechnung gemacht werden soll, welches Volk in meiner Heimat durch diesen Ungeist am meisten Schuld auf sich lud, so sind es nicht die Sachsen. Der Chauvinismus verschreit jeden, der die von ihm begangenen Sünden nennt, als einen Feind. Er überhört, unbelehrbar und unschöpferisch, jede Stimme des Verständnisses, wenn sie ein eigenes Recht nicht preisgibt, sondern für jedermann gleiches Recht fordert. Beherrscht solcher Geist ein Volk, so denkt es nur an sich und muß daran Schaden nehmen.

Dieser Chauvinismus ist zugleich so schlau, daß ich mir Peters Glanznummer zu erwähnen nicht versagen kann. Er behauptet — in Siebenbürgen, wahrhaftig in Siebenbürgen vor den Ohren der Rumänen und Sachsen! — in meinem Roman stände viel von einer „angeblichen“ Unterdrückung der fremdsprachigen Schulen im einstigen Ungarn; hätte sie bestanden, so hätte ich ja meine Bücher gar nicht deutsch schreiben können. Prachtvolle Logik! — bloß habe ich nie geschrieben, wie Peter lügt, daß den Sachsen die Schulen genommen wurden.

Wie aber steht es, Herr Peter, mit dem ungarischen Schriftsteller Karl Molter, einem schwäbischen Bauernsohn aus dem früheren Südungarn? Warum schreibt der nicht deutsch? Warum nicht Herzeg und viele, viele, unzählbar viele andere, die keine Möglichkeit hatten, deutschbewußte Menschen zu bleiben, als die sie Gott geboren werden ließ? Ist es wahr, daß Deutsche aus Ungarn im Kriege ihren Müttern nicht schreiben konnten, weil sie deutsch nicht schreiben gelernt haben? Ist es wahr, daß vor 1867 mehr als anderthalbtausend deutsche Volksschulen in Ungarn waren, nachher nicht viel mehr als 300? Ist es wahr, so soll dieser Peter den Mut aufbringen, vor seinen Lesern festzustellen, daß die Banater Schwaben vor 1918 keine deutschen Schulen hatten und daß heute in jedem schwäbischen Dorf eine deutsche Schule steht! Aber er wird darüber nichts reden, nichts! Er wird doch nicht anerkennen, daß nur der Übergang des Banates unter rumänische Herrschaft und damit das Erwachen der Schwaben deren Schul-

wesen wieder aufleben ließ! Nichts wird er darüber sagen. Er wird es höchstens leugnen, denn solche Peter lernen niemals etwas, sie sind ihrem eigenen Volke gegenüber nicht einmal so pflichtbewußt, daß sie zu seinem Nutzen der Vergangenheit ins Gesicht sehen können, ohne es zu schminken. Sie schreien auf, wenn der Unfug ihrer eigenen Haltung in der Geschichte dichterisch geformt wird, weil sie sich und die in ihnen verborgene Auest an der Knechtung fremden Rechts ertappt sehen. Darum begreift es der Chauvinismus nicht, wenn jemand um eine wirkliche Einsicht ins Geschehen ringt und der Meinung ist, daß es keine befriedigende Zukunft geben kann, ohne Sprache, Kultur, ja sogar — bitte, Herr Peter! — die Familiennamen jedes Volkes zu achten und aus der Vergangenheit Lehren für die Zukunft zu ziehen. Es ist mir allerdings klar, daß es Völker geben kann, die sich selbst vernichten wollen, indem sie dem Chauvinismus das Ohr leihen. Der Chauvinismus aber wird dies nie einsehen. Er verleumdet, was er nicht begreift, und so wird der deutsche Geist, der nun einmal — und ganz besonders heute — das Recht jedes Volkstums vertritt, weil damit erst ein echtes Befruchten der Völker und ihre Zusammenarbeit möglich wird, angegriffen und verleumdet. Er wird selbst dort verleumdet, wo er dichtet und zum Chronisten der Geschichte wurde, er wird angegriffen und verleumdet, als wäre er so etwas wie der Angreifer. Nein, eine solche Flut von Lügen gab es selten auf einer Zeitungsseite, so viel Lüge auch in dem, was verschwiegen wurde, denn jeder einzelne Vorwurf, den dieser Peter gegen mich erhebt, ist in meinem Buch selbst widerlegbar.

Dachau-Ulding, November 1936.

Heinrich Billig

Heft 12/1936, Seite 468-472